Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr	gegen Voraus-bezahlung	4 ℳ — ₰
Für einen Monat	gegen Voraus-bezahlung	1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr	gegen Voraus-bezahlung	5 ℳ — ₰
Für einen Monat	gegen Voraus-bezahlung	2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Lorenzgrube 4.

Auf ewig gebunden.

Roman

von

C. del Negro.

[= Christine v. Thaler]

Dritter Band.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1882.

Inhalt des dritten Bandes.

Viertes Buch.

Marchesa Chiara Ripamonti.

Fünftes Buch.

Vater und Sohn.

Viertes Buch.

Marchesa Chiara Ripamonti.

Erstes Kapitel.

Der Gesangslehrer.

„Ist Herr Marques allein?" fragte Johannes Röder den Diener des Künstlers.

„Tritt nur ein, Johannes," tönte es aus dem Atelier des Malers. Im nächsten Augenblicke bewegte sich der Vorhang der gegenüber dem Eingange gelegenen Thüre und Simon Marques trat ins Vorzimmer heraus. Durch ein Zeichen bedeutete der Künstler den Capellmeister, ihm in das Atelier zu folgen.

Als Beide in der Mitte des weiten Saales standen, faßte der Spanier die Hand des Jünglings und fragte: „Wo warst du die letzte Zeit? Früher pflegtest du mich häufiger zu besuchen?"

Dabei führte er den Freund zu einem Divan.

Johannes setzte sich und entgegnete: „Ich hatte viel zu thun. In der Kirche von San Carlo al Corso war fast jeden Tag eine gottesdienstliche Verrichtung mit Orgel- und Gesangsbegleitung. Es ist ja Fastenzeit. Außerdem mußte ich häufig in das Palais Ripamonti."

„In das Palais Ripamonti?“ fragte der Künstler mit unverhohlenem Erstaunen.

„Ich bin Marchesa Chiara's Gesangslehrer,“ erklärte lächelnd der Jüngling.

„Du!“

„Das scheint dich zu verwundern . . .“

„Ich bin auch darüber erstaunt,“ entgegnete trocken der Maler, indem er sich umwandte und zu der in der Mitte des Ateliers stehenden Staffelei trat, die das lebensgroße Porträt des Fürsten Sagunta trug. Palette und Pinsel ergreifend, fuhr er fort: „Marchesa Ripamonti hat stets behauptet, daß sie musicirende junge Damen hasse, daß sie sich niemals mit Musik beschäftigen werde, weil ihr die nöthige Begabung dazu fehle — und jetzt nimmt sie Sing-Stunden? . . . . Das ist doch seltsam! Außerdem ist sie ja für alle Welt krank. . . . Es konnte mich daher nur wundern, daß du bei ihr häufig ein- und ausgehst.“

Während dieser Rede wühlte Marques mit seinem Pinsel in den struppigen Haaren des Fürsten. Es war, als ob er an ihnen seinen Zorn auslassen wolle.

„Du mißhandelst den armen Fürsten,“ bemerkte Johannes lächelnd, „was hat er denn verbrochen?“

„Er? verbrochen? . . . . . Er nichts,“ sagte der Künstler, welcher sich wieder gefaßt hatte und nun mit vollkommen ruhiger Hand an den grauen Augen des Fürsten malte.

„Marchesa Ripamonti empfängt seit acht Tagen Niemanden außer mir,“ sagte der Capellmeister nach einer kleinen Pause. „Sie ist wirklich leidend . . . .“

„Und musikalisch!“ fiel der Maler mit sardonischem Lächeln ein.

„Die Wahrheit zu sagen: wir haben bisher verzweifelt wenig gesungen,“ gestand Röder unbefangen.

Marques warf den Pinsel beiseite und strich sich mit der flachen Hand über die Stirne. Dann ergriff er ihn wieder und malte von neuem.

„Es hat mit diesen Singstunden eine eigene Bewandtniß,“ sagte Johannes nach einer Weile. Er hielt inne, als ob er auf eine Aeußerung von Seite des Malers warte. Dieser aber schwieg.

Es folgte wiederum eine Pause.

Plötzlich fragte Johannes:

„Hast du Marchesa Chiara sehr lieb?“

Marques wandte sich um und sah den Freund mit weit geöffneten Augen an.

„Die Marchesa hat mir selbst gesagt, daß sie dich für ihren besten Freund hält,“ fügte der Jüngling einfach hinzu.

„Bist du schon der Vertraute Donna Chiara's?“

„Du sagst es!“

„Du interessirst dich für sie?“

„Ja!“ erwiderte ernsthaft der Capellmeister.

„Ich dachte, die Promenaden auf dem Gianicolo füllten dein ganzes Leben aus. . . . Das war also ein Irrthum.“

Johannes erröthete. Da der Künstler bei den letzten Worten sich von neuem der Staffelei zugekehrt hatte und Röder nun den Rücken wandte, konnte dieser den Ausdruck seines Gesichtes nicht sehen. Der Jüngling erhob sich, trat an

die Seite des Malers und blickte ihn forschend an. Da glitt ein seltsames Lächeln über Marques' Lippen.

Wieder schoß das Blut in Röder's Wangen. Indeß that er, als habe er die Anspielung des Künstlers nicht verstanden. Er lobte das Gemälde und kehrte wieder an seinen Platz zurück.

„Bist du der Freund Donna Chiara's oder bist du es nicht, Marques?" fragte er in scharfem Tone.

„Ich bin ihr Freund," versetzte ernsthaft der Spanier, „und wenn ich ihr nützen kann, wird es mich freuen."

„Du kannst es, Marques, ja du mußt es. Ich bin mit meinem Latein zu Ende; vielleicht kannst du der Armen helfen."

Der Künstler hörte auf zu malen; er verharrte aber in abgewandter Stellung.

„Ich will dir jetzt sagen, was mich zu dir führt," fuhr Johannes fort. „Wie discret du auch bist, mir ist es nicht entgangen, daß dir fast alle Geheimnisse und Intriguen der Kreise, in welchen wir leben, bekannt sind. Ich bin deßhalb zu dir gekommen, dich zu bitten, etwas Licht in eine dunkle Cabale zu bringen, deren Opfer offenbar Marchesa Ripamonti ist."

„Du sprichst in Räthseln," sagte Marques tonlos.

„Meine Worte sollen dir sofort klar werden," entgegnete der Jüngling. „Ich ziele auf das Glück . . . ."

„Vor Allem möchte ich wissen, ob dich Marchesa Chiara Ripamonti zu ihrem Anwalt ernannt hat," fiel ihm der Maler in die Rede, dabei legte er Pinsel und Palette auf einen hohen arabischen Schemel, warf sich in den zunächst

stehenden Lehnstuhl und rückte diesen gegen das Licht, so daß sein Gesicht im Schatten war.

„Nicht sie — er!"

„Er!" Marques' Hände umklammerten die Armlehnen seines Sessels; sein Oberkörper war etwas vorgebeugt, und seine Augen hafteten an den Lippen des Capellmeisters.

„Da sie ihn liebt, hat sie mich zu ihrem Vertrauten gemacht; denn sie weiß, daß ich sein Freund bin."

Johannes hatte während der letzten Minuten mit gesenkten Augen dagesessen — jetzt erhob er den Blick und sah den Künstler an, der scheinbar absichtslos die Hand über die Augen hielt, den Arm auf die Lehne des Sessels stützte und nun gedehnt fragte:

„Wen liebt sie?"

„Ah, das weißt du nicht?" rief Röder im Tone aufrichtiger Ueberraschung. „Marchesa Chiara liebt Alfonso Sant' Anna — sie ist seine Braut."

„So!" . . ."

„Diese Verlobung ist noch ein Geheimniß, dir aber vertraue ich es an, weil ich deiner Verschwiegenheit gewiß bin. Ich weiß nicht mehr aus noch ein; ohne Rather und Helfer geht es nicht mehr. Paolo Sant' Anna ist zu apathisch, und ich habe nicht genug Menschenkenntniß — wir beide kommen nicht auf den Grund der Sache. Es ist aber auch eine so seltsame Geschichte!"

„Erzähle!" sagte Simon Marques, ohne seine Stellung zu verändern.

„Ich langweile dich . . . soll ich dir das Weitere morgen erzählen?"

„O nein! Ich höre lieber Alles heute. Das wird mir eine klare Vorstellung der Sachlage geben. Bitte, fahre fort!"

Und nun schilderte Johannes dem Künstler die Erlebnisse jener Nacht, da Alfonso Sant' Anna zu ihm gekommen. Er wiederholte fast Wort für Wort das damals gepflogene Gespräch.

Als er geendigt hatte, fragte Marques, die Hand vom Gesichte nehmend, aber ohne aufzublicken: „Was sagt Marchesa Ripamonti zu dieser Flucht?"

„Sie zieht den Schluß daraus, daß Sant' Anna schuldig sein müsse. . . . . Das war vorauszusehen."

„Schuldig? . . . Von den scandalösen Geschichtchen, welche über den Marchese Sant' Anna gegenwärtig circuliren, hat das reine unschuldige Mädchen doch hoffentlich nichts erfahren?"

„Doch, doch!" fiel Johannes ein. „Ihr Beichtvater, der seit einer Woche das Palais Ripamonti nur auf Minuten verläßt, hat ihr, Gott weiß warum, den scandalösen Klatsch hinterbracht."

„Der Schurke!" murmelte Marques.

Ich bemühte mich, Donna Chiara von der Unschuld des Marchese zu überzeugen — aber vergebens! Immer wieder schüttelte sie das Köpfchen und sagte, daß ihr der Pater Benedetto — so heißt ihr Beichtvater — die schrecklichsten Dinge von ihm erzählt habe. Als ich mich nun dahin äußerte, daß Padre Benedetto auch nicht unfehlbar sei und sich täuschen könne, daß er den Marchese Alfonso gar nicht kenne, als ich sie schließlich bat, den Worten des Paters

keinen Glauben zu schenken, da er ihr nichts anderes erzähle, als was die müßige, scandalsüchtige hohe Gesellschaft zum Zeitvertreib zusammengeklatscht habe, da sah mich Donna Chiara mit vor Zorn funkelnden Augen an und sagte, daß Padre Benedetto ein viel zu edler Mensch sei, um auf das Geschwätz klatschsüchtiger Leute zu hören. Was er sage, sei wahr. Sant' Anna müsse ein Unwürdiger sein, weil er, der Pater, es behaupte. . . . Und dabei weinte sie, ward aber nicht müde, den Jesuiten zu verhimmeln. Ich befürchte einen Anfall von Bigotterie. . . ."

„Du befürchtest, daß Marchesa Chiara bigott werde?" unterbrach Marques den Jüngling in höhnischem Tone. „Dir, dem künftigen Priester, kann dies doch nur erwünscht sein! Ihr seht es ja so gern, wenn unglückliche Menschenkinder zu der so trostreichen Religion ihre Zuflucht nehmen, wenn sie der Welt entsagen und hinter Klostermauern sich verbergen."

„Junge, schöne Wesen sind dazu geschaffen, um glücklich zu sein und zu beglücken," sagte Johannes leise. „Das ist meine Ansicht! Wie könnte aber Marchesa Chiara im Kloster glücklich werden, jetzt, wo sie Alfonso Sant' Anna liebt. Denn sie liebt ihn leidenschaftlich — das hat sie mir in einem Augenblick gestanden, wo sie Padre Benedetto's Verleumdungen und Warnungen vergessen haben mochte. Doch jetzt sage mir, ob du geneigt bist, uns zu helfen!"

Simon Marques blieb es erspart, zu antworten; denn die Portière hatte sich während der letzten Worte Röder's getheilt; der Diener war eingetreten und jetzt meldete er:

„Fürst und Fürstin Sagunta y Margas!"

In demselben Augenblicke rauschte Fürstin Isidora in das Atelier, gefolgt von ihrem kleinen Gemahl. Sie trug heute eine purpurne Atlas-Robe und sah aus wie eine Königin.

„Hier bin ich, Herr Marques," sagte sie zu dem ihr entgegentretenden Maler und reichte ihm ihre Fingerspitzen. „Ist heute meine Frisur recht? Und die Toilette? Sieh da, unser Capellmeister ist bei Ihnen." Sie beantwortete die Verbeugung des Jünglings mit einer anmuthigen Bewegung des Hauptes und fuhr, sich gegen ihren Gatten wendend, fort: „Rodriguez, jetzt können Sie Ihr Anliegen gleich vorbringen."

Dabei warf sie sich in die Ecke des Divans und fing an, mit der um ihren Hals hängenden goldenen Kette zu spielen.

Der Fürst aber sah mit einem komischen Blick der Hilflosigkeit von seiner Gemahlin zu dem Capellmeister hinüber und von diesem wieder auf Isidora. Was hätte er in diesem Moment nicht gegeben, wenn er gewußt hätte, von welchem Anliegen seine Gemahlin sprach!

Der Kopf war ihm schwer. Denn seit er in jener Ballnacht, da ihn Isidora so schnöde behandelt hatte, in Erfahrung gebracht, daß man sich durch übermäßiges Trinken zerstreuen könne, ließ er keinen Tag vergehen, ohne sich durch Wein zu betäuben.

Der arme Mann sann und sann — es fiel ihm nicht ein, was er dem Capellmeister sagen solle. Endlich hüstelte er verlegen.

Isidora hob langsam die Lider und sah ihren Gatten an. Ihre Augen, ihr Mund drückten tiefste Verachtung aus

Der Fürst dachte nicht daran, daß diese Frau, welche ihn jetzt mit so geringschätzigem Blicke maß, allein schuld an seinem Zustande war, er fühlte nur, daß er es verdiene, verachtet zu werden, und das trieb ihm das Blut in den Kopf.

„Sie weiß es," sagte er bei sich, „und wird mich ihr Leben lang verachten." Der arme Mann ahnte nicht, daß Isidora nichts sehnlicher wünschte, als daß er sich dem Trunke ergebe. Als ihr die Zofe meldete, daß der Fürst jeden Abend eine Unzahl von Flaschen feurigsten Weines leere, rief sie bei sich: „Endlich, endlich gibt er sich eine Blöße! Endlich habe ich eine Entschuldigung, ihn von mir zu stoßen, nur Abscheu und Ekel für ihn zu empfinden. Er gräbt mit eigener Hand eine unübersteigliche Kluft zwischen sich und mir, indem er sich dem abscheulichen Laster des Trinkens hingibt." Sie übersah im Nu die Folgen seines verzweifelten Schrittes und hütete sich, ihn von dem Pfade abzulenken, den er betreten. Sollte eines Tages die Stunde schlagen, wo er wegen längst oder jüngst begangener Fehltritte die Hand strafend gegen sie erheben würde, so wäre sie unrettbar verloren, wenn nicht auch sie ihm ein Vergehen, ein Laster vorzuwerfen hätte. Verzeihung gegen Verzeihung!

Sagunta ahnte nicht, welch' eine gefährliche Waffe er seiner Gemahlin in die Hand gegeben. Er sollte es eines Tages erfahren. Jetzt gab ihr sein unmäßiges Trinken eine Sicherheit, die Isidora ihm gegenüber früher nie empfunden, eine Sicherheit, nach der sie sich von jeher gesehnt.

„Sie haben in neuerer Zeit ein schwaches Gedächtniß," bemerkte die Fürstin mit kalter, schneidender Stimme. „Entsinnen sie sich denn nicht, daß sie neulich den Wunsch hatten, mich singen zu hören?"

„Ha!" rief Fürst Sagunta und stürzte zu seiner Gemahlin, um ihre Hand zu fassen und sie zu küssen. „Verzeihung, daß ich Sie nicht sofort verstand, Isidora!"

Seine kleinen grauen Augen blitzten vor Freude. Vor einigen Tagen hatte er seine Gattin nämlich gebeten, ihm ein gewisses spanisches Lied vorzusingen, welches ihn in Andalusien unaussprechlich entzückt hatte. Isidora sagte, sie sei außer Uebung und könne nicht singen, worauf Sagunta mit schüchterner Stimme fragte, ob sie ihm nicht den Gefallen erweisen wolle, das schöne Lied einzustudiren. „Dazu brauchte sie einen Singlehrer!" meinte Isidora. Der Fürst erbot sich, den ersten Gesangslehrer Roms für sie zu engagiren, und versprach ihr für jede Note des geliebten Liedes eine Perle. Die Fürstin aber weigerte sich, den Wunsch des Gatten zu erfüllen. Der Musiker, den sie zum Lehrer begehrt hätte, gab keine Stunden, und einen andern wollte sie nicht. Da verwandelte sich aber dieser Musiker urplötzlich in einen Gesangslehrer. Wie gelegen war ihr jetzt der Wunsch ihres Gemahls! Er sollte den Jüngling herbeischaffen, diesen Trotzkopf, der es wagte, ihr aus dem Wege zu gehen.

Es war ihr nicht gelungen, den deutschen Jüngling zu sich heranzulocken. Die Künste der Sirene waren wirkungslos gewesen; Johannes hatte dem girrenden Rufe ihrer verführerischen Stimme nicht Folge geleistet. Doch sie erreichte auf anderm Wege ihren Zweck.

Sagunta war selig. Wie hätte er es auch nicht sein sollen, da er glaubte, daß Isidora ihm zuliebe Singstunden nehmen wolle!

„Meine Frau will mir eine große Freude bereiten," sagte er, sich dem Capellmeister nähernd. „Dazu bedarf sie Ihres Beistandes, lieber Herr Röder."

Johannes verneigte sich.

„Ich denke, daß eine oder zwei Stunden die Woche genügen werden . . ." fuhr er fort, indem er Isidora fragend anblickte.

„Ich bedauere, Fürst," fiel Röder rasch ein.

Die Fürstin unterbrach ihn.

„Ich hoffe, daß Marchesa Chiara Ripamonti nicht all' Ihre Zeit in Anspruch nimmt," sagte sie, indem sie dem Jüngling einen Blick zuwarf, der zu sagen schien: „Du wolltest nicht freiwillig zu mir kommen; jetzt zwinge ich dich, es zu thun."

Sie nöthigte ihn in der That, ihren Willen zu thun. Er konnte der Fürstin in Gegenwart ihres Gemahls nicht sagen, daß er nur Marchesa Ripamonti im Gesang unterrichten wolle und keiner andern Dame Stunden zu geben geneigt sei. Isidora hoffte, daß der Capellmeister als Mann von Welt handeln würde, und sie täuschte sich nicht.

„Ach, Sie sind der Gesangslehrer der schönen Marchesa Ripamonti?" fragte überrascht der Fürst.

Johannes erwiderte mit einer leichten Verneigung: „Der bin ich, mein Fürst."

„Doch nur auf kurze Zeit," ergänzte die Spanierin.

Der Jüngling sah sie an — eine Frage schien auf seinen Lippen zu schweben.

Isidora ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Sie wissen doch, daß Donna Chiara den Schleier nimmt?" fragte sie, Ihre rosigen Fingernägel betrachtend. „Hat sie es Ihnen noch nicht gesagt?"

Dabei erhob sie den Blick und fixirte den Capellmeister, der, nachdenklich vor sich hinsehend, regungslos dastand.

„Sie wußten es nicht?" fragte noch einmal die Fürstin.

„Nein!" entgegnete Johannes kurz.

„Auch ich wußte nichts davon," bemerkte der Minister.

„Das Schicksal entzieht Ihnen eine Schülerin, ersetzt sie aber durch eine andere," scherzte die Fürstin mit grausamer Schadenfreude. „Wollen wir nicht die Tage bestimmen, an welchem Sie mich singen lehren werden, Herr Capellmeister? Sind Sie Montag, Mittwoch und Freitag gegen 1 Uhr frei?"

Johannes ballte die Faust, während er mit kalter Höflichkeit die Frage der etwas spöttisch lächelnden Frau bejahte.

Marques hatte während dieses Gesprächs das Porträt des Gesandten von der Staffelei herabgenommen und eine andere, ebenso große Leinwand auf dieselbe gestellt. Auf dieser war Fürstin Isidora dargestellt, im purpurnen Gewande, eine stolze gebieterische Erscheinung. Es war ein schönes Bild, meisterhaft gemalt, frappirend ähnlich; ein so wundersam schönes Ensemble war's, daß man im ersten Augenblick den unsympathischen Ausdruck des Antlitzes übersah. Im nächsten erschrak man aber über die tödtliche Kälte dieser Züge, über den eisigen Glanz dieser Augen.

Der Künstler stand, der Gruppe am Divan den Rücken zukehrend, vor der Staffelei und malte an den Falten des purpurnen Gewandes. Man konnte glauben, daß er das Gespräch der drei Anwesenden nicht höre oder daß ihm der Gegenstand dieses Gesprächs vollständig gleichgiltig sei — so ruhig, so ausdruckslos war seine Miene. Als aber Fürstin Isidora einen scherzenden Ton anschlug, nachdem sie gleichsam en passant gesagt hatte, daß Marchesa Chiara ins Kloster gehe, da verrieth seine Hand, vielmehr der Pinsel, daß er Alles gehört, daß ihn die Herzlosigkeit der Spanierin mit Grauen erfüllte. Rasch flog der Pinsel über die Leinwand . . . Nach wenigen Secunden war das prächtige schwarze Haar in schlangenartige Locken verwandelt, die sich um das bleiche, unheimlich schöne Gesicht ringelten und es zu einem Medusenhaupt stempelten.

„Marques!" rief die Fürstin — Johannes hatte eben gesagt, daß er bereit sei, ihr dreimal die Woche Stunde zu geben — „Marques! Was machen Sie da?"

Sie war aufgesprungen, um zu dem Künstler zu eilen.

„Locken stehen ihnen besser," sagte Marques mit vollkommener Ruhe und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Sie waren von jeher eine unvergleichliche Medusa."

Die eitle Frau lächelte wohlgefällig. Denn sie glaubte, daß Simon Marques ihr etwas Schmeichelhaftes gesagt habe, daß seine Worte nichts Anderes bedeuteten, als daß sie, Isidora, die Menschen von jeher durch ihre Schönheit geblendet, gleichsam versteinert hätte.

„Soll ich meine Haare auflösen?" fragte sie in freundlichem Tone den Künstler.

Da trat aber Fürst Sagunta hinzu und meinte, das Bild sei geradezu entsetzlich. Die Locken sähen wie Schlangen aus, fügte er hinzu, und gäben dem schönen Antlitz seiner Gemahlin ein unheimliches Aussehen.

Marques trat einen Schritt zurück, betrachtete das Porträt mit halbgeschlossenen Augen und sagte dann: „Der Fürst hat nicht so Unrecht, gnädige Frau; von der Ferne nehmen sich die schwarzen Ringeln nicht gut aus. Wir werden die Zöpfe wiederherstellen."

„Jetzt?" fragte die Fürstin unmuthig.

„Nein — wenn Sie es erlauben, werde ich heute die Büste des Bildes malen."

„Gut!" versetzte Isidóra. „Indeß will ich vorher ins anstoßende Zimmer gehen, um vor dem Spiegel meine Spitzen zu ordnen."

Damit wandte sie sich und schritt nach der Thür des Toilette-Cabinets.

Röder, der in Gedanken verloren in einem Album blätterte, schlug das Buch zu und sagte, der Spanierin in den Weg tretend: „Erlauben Sie, Fürstin, daß ich mich von Ihnen verabschiede!"

Isidora blieb stehen. „Sie gehen?" fragte sie in kühlem Tone mit gefalteter Stirne.

Johannes machte eine tiefe Verbeugung.

„Auf Wiedersehen — am Montag — um 1 Uhr!" befahl sie, nickte mit dem Haupte und schritt weiter.

Während die Fürstin in das anstoßende Cabinet trat, näherte sich Johannes den vor der Staffelei stehenden Herren. Er hörte, daß der Minister den Maler bat, die Schlangen

wieder in Haare zu verwandeln, da er den Anblick derselben nicht ertragen könne. „Ich gehe einstweilen in den Garten und rauche eine Cigarette," schloß Sagunta. „Ah, Sie gehen, Capellmeister? . . . . Leben Sie wohl!"

Dabei reichte der Fürst dem Jüngling die Hand. Dieser grüßte und ging. Marques öffnete für Sagunta das Gartenpförtchen und eilte dann ins Vorzimmer hinaus, um seinem deutschen Freunde die Hand zu drücken.

„Hast du es gehört?" fragte Johannes leise.

„Was?" lautete die trockene Gegenfrage.

„Daß Chiara den Schleier nimmt! Das darf nicht sein."

„Warum nicht? . . ." warf der Maler in kaltem Tone ein. „Es muß auch Nonnen geben. Adieu!"

Marques drehte sich um und kehrte ins Atelier zurück.

Fürstin Sagunta stand in der Mitte des Saales, mit gefurchter Stirne gedankenvoll vor sich hinblickend. Sie war unwillig darüber, daß sich der Capellmeister entfernt hatte.

Der Maler ging an ihr vorüber, ohne ein Wort zu sprechen, nahm Palette und Pinsel auf und schickte sich an, der Bitte des Ministers nachzukommen.

„Lassen Sie das, Marques!" sagte Isidora gebieterisch. „Weisen Sie mir den Platz an, wo ich bleiben soll, und beginnen wir die Sitzung! Ich kann nicht den ganzen Tag hier sein."

„Ich werde Ihren Wunsch nicht erfüllen, Isidora," sprach der Künstler mit einem Ton der Stimme, der völlig anders klang als der, in welchem er vorhin gesprochen.

„Weßhalb nicht?“ Ein zorniger Blick begleitete diese Frage.

„Weil mich der Fürst ersucht hat, diese Locken zu beseitigen,“ war die kalte Antwort. „Seinen Wünschen komme ich nach, den Ihrigen nicht. Außerdem ist es ziemlich dunkel geworden — wir werden die Sitzung auf morgen verschieben.“

Isidora verfärbte sich. Aber seltsam — sie erwiderte kein Wort. Die Hände krampfhaft ballend, trat sie in den Garten, rief ihren Gemahl und theilte ihm mit, daß sie heute nicht sitzen könne, weil sie Kopfschmerzen habe. Beide kehrten in das Atelier zurück.

Marques war jetzt wieder außerordentlich höflich. Er bedauerte die Fürstin wegen ihrer Migräne, empfahl ihr eine rasche Fahrt im offenen Wagen, hüllte sie in ihren Mantel ein und hob sie in ihre Kalesche. Dann verbeugte er sich vor dem Fürsten und wartete, bis dieser eingestiegen war und sich neben seine Gemahlin gesetzt hatte.

Zweites Kapitel.

„Leb' wohl!"

Johannes Röder hatte den Weg eingeschlagen, welcher über die Eisenbrücke, durch die breite Longara-Straße nach dem Janiculus führt.

Die Worte des spanischen Künstlers hatten in ihm ein unangenehmes Nachgefühl erzeugt. Es schmerzte ihn, daß der Mann, den er achtete und liebte, der sich für den Freund Donna Chiara's ausgab, so kalt von deren in Aussicht stehendem Eintritt ins Kloster sprechen konnte.

Der Jüngling hatte das schöne Mädchen liebgewonnen, weil Liebesschmerz es quälte und es somit seine Leidensgefährtin war.

Er wollte verhindern, daß Marchesa Chiara Ripamonti der Kirche verfalle. Wie aber war das zu bewerkstelligen?... Wer könnte ihm helfen, das Intriguen-Gewebe zu zerreißen, welches angezettelt worden war, um Alfonso und Chiara zu trennen?

Marques wäre ein so unschätzbarer Verbündeter gewesen. Der wollte aber nicht helfen.

Und Cardinal Rota? Der könnte ihn freilich unterstützen, wenn er wollte. Würde er aber wollen? Und was würde der Kirchenfürst von ihm denken, wenn er ein so lebhaftes Interesse für eine so schöne junge Dame an den Tag legte? . . . Würde er nicht meinen, er sei in diese schöne junge Dame verliebt? . . .

Den Jüngling überlief es heiß bei diesem Gedanken. Eine Weile stand er, mit verschränkten Armen nachdenklich vor sich hinsehend, auf der Estrade des den Janiculus krönenden Kirchleins San Pietro in Montorio; dann trat er achselzuckend an die Brüstung des vor dem Gotteshause liegenden Planes, stützte sich auf dieselbe und sah hinab auf die blühenden Gärten des Monte d'Oro.*)

Von der mit dem süßesten Wohlgeruch getränkten Abendluft umweht, vergaß er, in den Anblick einer einsamen Palme versunken, gar bald den Cardinal, die höhern Weihen, den Spanier, Chiara, die Priester und Alles, was mit ihnen zusammenhing.

An diesem Orte stand der verliebte Jüngling seit einer Woche jeden Abend. . . . .

Fremde, welche den Gipfel des Janiculus erklimmen, erfreuen sich des herrlichen Panoramas, das sich hier den Augen bietet, sie betrachten die Ewige Stadt, den vielgewundenen Tiber, die wehmuthsvolle Campagna, das freundliche Sabinergebirge; sie gedenken des alten Königs

*) Der Gianicola erhielt wegen seiner goldgelben Erde den Namen: Montorio (von Monte d'oro, d. i. goldener Berg).

Numa, der am Fuße dieses Hügels begraben liegt, oder des Apostels Petri, der auf seiner Höhe den Märtyrertod erlitten haben soll; sie werfen neugierige Blicke auf den Bosco Parrasio hinab, unter dessen hohen Bäumen die Arcadier sich zu versammeln pflegten, und lauschen dem Getöse des mächtigen Paulinischen Wasserfalls.

Von all' dem hörte und sah Johannes Röder nichts, der sich auf dieser Höhe jeden Abend von süßen Düften und noch süßern Träumen berauschen ließ, während seine Augen an der Krone der Palme hafteten, welche ihr gefiedertes Gezweig wie schützend über das Dach der Villa Deste breitete. Nachdem die scheidende Sonne die fahlen Blätter der Palme in Glut getaucht hatte und die purpurne Röthe allmälig erblaßt war, trat der Jüngling langsamen Schrittes den Heimweg an.

Der Gedanke, daß Beatrice nicht allein sein würde, daß er ihn, den Glücklichen, den Verhaßten, den Gemahl der angebeteten Frau, sehen müßte, hatte Johannes während der letzten Woche die Kraft verliehen, an dem grünen Thore der Villa vorüberzueilen, ohne Einlaß zu begehren. Ihm war, als ob er, so lange er den Gatten Beatricens nicht mit seinen eigenen Augen gesehen, das Recht hätte, an dessen Existenz zu zweifeln.

Heute aber war die Sehnsucht nach dem Anblick der Heißgeliebten so stark, daß sie die Scheu, Beatricens Gemahl zu begegnen, völlig überwog.

Beherzt zog er an der Glocke des grünen Parkthores.

Innen wurde gefragt, wer geschellt habe.

„Johannes Röder," erwiderte der Jüngling.

„Oeffne!" befahl eine dem jungen Manne wohlbekannte Stimme, deren Klang ihm fast den Athem raubte.

Die Pforte ging knarrend auf.

„Ist Signora Deste zu sprechen?" fragte er mit unsicherer Stimme den öffnenden Gärtner.

„Ja!" antwortete Beatrice, indem sie dem Besuch entgegentrat. „Guten Abend, Herr Capellmeister! Bitte, treten Sie ein!"

Röder gehorchte, den Hut lüftend. Der Gärtner schloß das Thor und verschwand alsbald hinter den nächsten Gebüschen.

„Ich kam, um mich nach dem Befinden Ihres Söhnchens zu erkundigen, gnädige Frau," hob der Jüngling an.

„Ich danke," versetzte Beatrice. „Es geht meinem Kleinen jetzt wieder ganz gut. Indeß haben wir ihn schon vor zwei Stunden zur Ruhe gebracht. Es soll schlafen, viel schlafen, sagt der Doctor . . . ."

Sie hielt inne und wurde roth. Der Arzt, welcher das gesagt hatte, war nicht der, den Johannes ihr zugeführt. Der junge Mann konnte sich ihre Verwirrung nicht erklären und sah sie fast fragend an. Sie senkte den Blick.

So vergingen einige Secunden.

„Lassen Sie uns nach der Villa gehen!" sagte endlich Beatrice, die Schleppe ihres weißen Kleides aufhebend.

Johannes verneigte sich, und beide betraten die Pappel-Allee. Schweigend schritten die jugendlichen Gestalten neben einander her. . . .

Welch' ein Abend! In den Anlagen dämmerte es schon;

über den Wipfeln der dunklen Bäume am tiefblauen Himmel traten sachte die Sterne hervor. Die tausend Vögel, welche noch eben so laut gezwitschert hatten, verstummten plötzlich; man vernahm nur noch das durch die Entfernung gedämpfte Rauschen des Wasserfalls und das leise Knistern eines den Kies streifenden Gewandes.

Die Nähe der geliebten Frau, der Duft der Blumen und Blüthen, das dämmerige Licht, die feierliche Stille, vereint mit dem fernen, eintönigen Plätschern der stürzenden Wellen versetzten den Jüngling in einen Zustand trunkener Weltvergessenheit.

Röder sprach kein Wort, aber gerade dieses Stillschweigen verrieth Beatrice, was in ihm vorging. Sie beschleunigte ihren Schritt, um rascher das Haus zu erreichen. Was sie ihm zu sagen hatte, mußte beim nüchternen Schein einer Lampe ausgesprochen werden, nicht hier im duftigen, von der eben aufgegangenen Mondscheibe sanft erleuchteten Garten, wo sie, angefunkelt von den Sternen, von der Pracht des so herrlichen Abends mächtig ergriffen, selbst so weich gestimmt war, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, den ihr lieb gewordenen Jüngling mit der gebotenen Festigkeit für immer zu entlassen.

Mit ihren Gedanken beschäftigt, achtete sie nicht auf ein Gartenwerkzeug, das ihr im Wege lag. Ihr Fuß stieß gegen dasselbe; sie wankte und — fühlte sich von zwei Männerarmen aufgefangen.

Ein seliger, leiser Schmerzensschrei entrang sich des Jünglings Brust, als seine Arme, die sich unwillkürlich ausgebreitet hatten, den zarten Körper der angebeteten

Frau berührten. Ohne diesen leisen, verrätherischen Schrei wäre an der Situation nichts Verfängliches gewesen; denn Johannes hatte seine wankende Begleiterin nur gestützt. Es war ein Dienst, wie man ihn auf offener Straße dem erstbesten Nächsten leistet, wenn dieser ausgleitet — aber ohne diesen Aufschrei der Seligkeit.

Dieser war es, welcher Beatrice verstummen ließ. Ohne für seine Hilfe zu danken, schritt sie eilig dem Hause zu. Johannes folgte in gleichem Tempo.

Sie führte den Capellmeister in ihr Atelier. Hier war es fast ganz finster. Den einzigen lichten Punkt des Zimmers bildete das in der Höhe angebrachte Riesenfenster, ein sternenbesäetes Viereck vom tiefsten, schönsten Blau.

„Treten Sie ein!" sagte Beatrice, auf der Schwelle stehen bleibend, „und entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie auf Augenblicke allein lasse! Ich will nach meinem Söhnchen sehen. Unterdeß wird man Licht bringen."

Nach diesen Worten verschwand sie.

Johannes ergriff leidenschaftlich das zarte Gewebe, welches die Schultern der jungen Frau im Garten bedeckte und das sie beim Eintreten ins Haus auf einen Stuhl geworfen hatte. Er vergrub sein Gesicht in den süß duftenden Schleier, küßte ihn, preßte ihn zwischen die zusammengebissenen Zähne und sog den Wohlgeruch in vollen Zügen ein. . . . Das Geräusch nahender Schritte veranlaßte ihn indessen, den Schleier auf den Stuhl zurückzulegen und in das Zimmer zu treten. Aber es verhallten die Tritte — Niemand kam.

Röder setzte sich an den Flügel und ließ seine kunst-

fertigen Finger leise über die Tasten gleiten, während seine Augen an einem großen Stern hafteten, der durch das Atelier-Fenster ihn gar freundlich anblickte.

Es lag in der Weise, die er spielte, etwas unsäglich Ergreifendes. Anfangs klagte nur das Instrument, dann fiel aber die Stimme des Jünglings in elegischem Tonfalle ein:

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Wie trug er das Lied vor! Welch' tiefen Schmerz athmete sein Gesang!

Das Tempo ändernd fuhr er fort:

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen —
Aber fragt mich nur nicht: wie?

Beatrice stand neben der Balustrade der von dem Atelier in die obere Etage der Villa führenden kunstvollen Stiege und lauschte dem Gesange mit Andacht, ohne sich zu regen.

Es war im Saale zu dunkel, als daß der Capellmeister sie hätte sehen können. Indeß bemerkte er ihre Anwesenheit auch später nicht, da ein Diener mit einer Lampe ins Zimmer trat.

Der Mann wünschte dem Herrn Capellmeister einen guten Abend, setzte die Leuchte vor den auf dem Eck-Divan stehenden teppichbedeckten Tisch und ging alsdann hinaus.

Johannes, der bei der Erscheinung des Dieners zu singen aufgehört hatte, schlug noch einige Accorde an und stand auf, um ein Gemälde zu betrachten, welches die Lampe voll beleuchtete.

Das Bild stellte einen in der Wüste verschmachtenden Beduinen dar, der, im heißen gelben Sande ausgestreckt, seinen schon halb erloschenen Blick dem Hintergrunde zuwendet, wo die flimmernden Strahlen der Sonne dem Verdürstenden leuchtende Wasserflächen vorspiegeln, die freilich nichts Anderes sind als die Fata morgana, der trügerische Sirab der Wüste.

Beatrice, die mittlerweile herabgekommen und an den Capellmeister herangetreten war, ohne daß dieser, in die Betrachtung des merkwürdigen Gemäldes vertieft, sie bemerkt hatte, sagte plötzlich: „Ist das Bild nicht rührend?"

Er wandte sich und sah ihr betroffen ins Antlitz. Der umschleierte Ton ihrer Stimme hatte ihn wunderbar befremdet.

„Sieht man es diesem Unglücklichen nicht an," fuhr Beatrice in demselben Tone fort, während eine tiefe Schwermuth aus ihren großen blauen Augen sprach, „daß er sich von der Fata morgana so lange täuschen, so tief in die Wüste hineinlocken ließ, bis er sich verirrte und entkräftet zusammenbrach? Noch im Sterben blickt er nach der verführerischen Luftspiegelung, noch glaubt er, daß jene flimmernde, glänzende Ferne das Ersehnte berge, und diese süße Täuschung verklärt seinen letzten Augenblick . . . ."

Hier fuhr sie mit der Hand über ihre Stirn, wendete sich und schritt auf den Flügel zu.

Johannes war Beatricens Worten mit immer steigender Aufregung gefolgt; seine auf sie gerichteten Augen hatten bemerkt, daß ihr Blick tiefste Trauer ausdrückte, ihre Lippen ein herber Schmerz umspielte.

„Wer so spricht, so blickt," rief es in ihm, „ist nicht glücklich." Wenn Beatrice sich also nicht glücklich fühlte, so liebte sie Den nicht, dessen Gattin sie war. . . . . Oder wurde sie von ihm nicht geliebt? Dies war nicht denkbar. Wenn sie aber den Gatten nicht liebte, dann mußte ihr Herz frei sein, dann . . . dann . . .

Alles begann sich mit ihm im Kreise zu drehen. Die Augen schließend, lehnte er sich an die eichene Console, über welcher das Bild des Beduinen hing.

Beatrice unterbrach das Stillschweigen durch ein paar rasch gegriffene Accorde; Johannes fuhr in die Höhe und blickte zu ihr hinüber. Dort saß sie mit ihrem schneeweißen Kleide, die ideal schöne Frauengestalt; eine Fülle blonder Locken fiel auf ihren herrlichen Hals, den ein feines goldenes Kettchen umfing. Ihre langen Wimpern waren gesenkt. Sie schien in ernste Gedanken verloren.

„Sie singen wunderbar," sagte jetzt Beatrice, „und die Melodie des Liedes, welches Sie vorhin vortrugen, hat mich bewegt. . . . War es von Ihnen?"

Röder näherte sich dem Clavier mit der Frage: „Hörten Sie es denn?"

„Gewiß," lautete die Antwort. „Ich stand dort oben, während Sie sangen."

Dabei wies sie auf die Stiege.

Johannes erröthete, indem er sagte: „Das Lied habe ich componirt; die Worte sind von Heinrich Heine."

„Ich wünschte es zu singen — es ist so schön! Könnte ich das Lied nicht in einer Musikalienhandlung finden?"

„Nein!" erwiderte Johannes, der jetzt neben der jungen Frau stand. Diese sah noch immer auf die Tasten nieder, über welche ihre rechte Hand leise glitt, während die linke in ihrem Schoße ruhte. „Das Lied ist noch nicht niedergeschrieben," fuhr der Capellmeister fort, „indeß werde ich es Ihnen setzen, sobald ich nach Hause komme, und Ihnen morgen das Manuscript überbringen, wenn Sie es erlauben."

Die junge Frau hörte auf, zu spielen, dankte in sichtlicher Verwirrung und brach plötzlich mit einem „Aber" ab, das den Jüngling zugleich befremdete und betrübte.

Beatrice schwieg eine Weile, einer Frage harrend. Sie hoffte, an dieselbe jene sowohl für sie wie für Johannes peinliche Mittheilung knüpfen zu können. Da er aber hartnäckig schwieg, erhob sie sich und ging unruhig im Zimmer hin und her. Es wurde ihr so schwer, ihm weh thun zu müssen. Daß es ihm einen tiefen Schmerz bereiten würde, aus ihrer Nähe verbannt zu werden, davon war sie überzeugt. Sie hätte ja keine Frau sein müssen, wäre es ihr bei jenem Aufschrei im Park nicht vollständig klar geworden, daß Johannes sie liebe.

„Was geschehen muß, geschehe gleich," pflegte ihre kluge Mutter zu sagen. Entschlossen trat sie vor Johannes hin, sah ihn voll und klar an, öffnete die Lippen . . . . da zuckte aber in seinen Augen ein so heißes Weh, daß Beatrice

die Worte, welche auf ihren Lippen schwebten, nicht aussprach, sondern leise sagte: „Ich wollte Sie bitten, noch ein Lied zu singen."

Seine Züge erhellten sich. Schweigend nahm er am Flügel Platz und begann zu spielen, während Beatrice zu dem Divan trat, vor welchem der Tisch mit der Lampe stand.

Johannes folgte ihr mit den Augen. Er sah, wie sie sich niederließ, den schönen Kopf in die Hand stützte und nachdenklich in die Höhe blickte. Allmälig kam wieder der schwermüthige Ausdruck auf ihrem Antlitz zum Vorschein, der schmerzliche Ausdruck, den er vorhin bemerkt hatte.

Da stimmte er das Lied an:

„Ja, du bist elend, und ich grolle nicht —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein,
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

— — — — — — — — — —

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund;
Verborg'ne Thräne trübt des Auges Schein.
Der stolze Busen hegt geheime Wund' —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein."

Und als ob er fürchte, zu viel gesagt zu haben, als ob er Beatricens Gedanken von dem verfänglichen Liede ablenken wolle, ging er jählings zu dem Schwanenlied aus „Lohengrin" über. Es war die erste Melodie, welche ihm in diesem Augenblicke einfiel. Ein seltsamer Zufall! Hier sang er: „Leb' wohl, mein lieber Schwan, leb' wohl, leb' wohl" und dort dachte Beatrice an Abschied und Trennung.

Als Johannes schwieg und der Schluß-Accord verklungen war, trat eine athemlose Stille ein, der die junge Frau dadurch ein Ende machte, daß sie sich erhob, eine Schatulle, die auf dem Tische stand, aufschloß, einen blitzenden Gegenstand daraus nahm und dann, sich dem Clavier nähernd, in leisem, aber festem Tone sprach: „Johannes, nehmen Sie das Miniaturbild Ihrer unglücklichen Mutter zurück! Ich darf es nicht länger behalten; denn ich werde Sie nicht wiedersehen, und es wäre mir sonst nicht möglich, Ihnen diese Familien-Reliquie zurückzuerstatten."

Johannes war emporgesprungen und starrte jetzt mit weit geöffneten Augen auf die vor ihm stehende junge Frau, die ihm das goldene Medaillon, welches das Bildniß seiner Mutter enthielt, mit ernster Miene reichte. Er nahm es, ohne zu wissen, was er that.

„Ja, Johannes, von so kurzer Dauer sollte unsere Freundschaft sein," fuhr Beatrice in traurigem Tone fort. „Sie haben ein Abschiedslied gesungen, ohne zu wissen, daß ich Ihnen im nächsten Augenblick im vollsten Ernste jene Worte zurufen würde, zurufen müßte: Leben Sie wohl, Johannes!"

„Beatrice!" flehte er, „stoßen Sie mich nicht von sich! Gönnen Sie mir, Sie von Zeit zu Zeit zu sehen!"

„Ich kann, ich darf nicht," sagte die junge Frau langsam.

„O, Beatrice, ich schwöre Ihnen, daß nie, niemals wieder ein Laut von meinen Lippen kommen wird, welcher Ihnen verriethe, für wen mein vermessenes Herz schlägt. Kein Blick, kein Ton soll Sie jemals daran erinnern. Ich

weiß mich zu beherrschen, wenn es gilt, mir Ihre Freundschaft zu bewahren."

„Die bleibt Ihnen, Johannes," entgegnete sie mild. „Nur sehen darf ich Sie nicht mehr. Kehren Sie nicht wieder! Ich könnte Sie nicht empfangen."

Er trat einen Schritt zurück und blickte stumm zu Boden. Er war todtenbleich.

Beatrice verharrte regungslos an ihrem Platze. Schweigend sah sie auf den mit seiner Erregung Kämpfenden; denn sie fühlte, daß Worte der Theilnahme den so Stolzen verletzt haben würden.

Nach einer Pause fragte Johannes kalt: „Wünscht ... befiehlt er es?"

„Ja!" erwiderte Beatrice fest.

In den Augen des jungen Mannes leuchtete es auf wie erwachender Unmuth, um ebenso schnell in einen Ausdruck gänzlicher Verzagtheit überzugehen. Ein völlig Vernichteter taumelte der Unglückliche mehr als er ging nach dem Ausgang.

„Johannes!" rief vorwurfsvoll Beatrice, „wenn Freunde auseinandergehen, reichen sie sich die Hände ..."

Er blieb stehen. Nach secundenlangem Zögern wandte er sich langsam und blickte hinüber zu Beatrice, die ihm ihre Rechte entgegenstreckte. Da stürzte er ins Zimmer zurück, erfaßte die Hände der angebeteten Frau und rief, von Leidenschaft hingerissen, mit bebender Stimme: „Beatrice! Lassen Sie mich einmal Ihnen sagen, daß ich Sie liebe! O, wenden Sie Ihr theures Antlitz nicht ab! Einem Sterbenden ist gestattet, Alles zu sagen. Und ich

werde für Sie künftig ein Todter sein. Doch nein — kein Todter! Ich habe Sie geliebt, Beatrice, von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, und werde Sie lieben, so lange ich lebe. Denn wahre, herzliche Liebe bildet nicht einen Abschnitt im Leben; sie füllt vielmehr ein ganzes Leben aus. Gott verhüte, daß Sie jemals der Hilfe eines Freundes bedürfen sollten! Käme indeß diese Stunde, dann denken Sie mein, Beatrice! Erinnern Sie sich, daß ich kein Todter bin, daß Ihnen ein Freund lebt, der immerdar bereit sein wird, für Sie . . . . für . . . . die Ihrigen sein Herzblut zu vergießen, Ihnen sein Leben zu weihen. Gott sei mit Ihnen!"

Dabei drückte er einen heißen Kuß auf ihre Hand und stürzte hinaus.

Beatrice sank in einen Stuhl: „Der liebt mich," sagte sie leise, „ich aber liebe einen Andern. . . . . Und dieser Andere? Liebt er mich? Nicht wie Johannes mich liebt . . . . Eine wundersame, traurige Welt . . . ."

Drittes Kapitel.

Fürstin und Künstler.

Zwei Wochen waren vergangen.

Fürstin Isidora lag auf der Ottomane ihres Boudoirs, eines mit violett-atlassenen Möbeln ausgestatteten kleinen Gemachs, das vereint mit dem weißen, goldgestickten Morgengewand, welches die Spanierin trug, den luxuriösen Geschmack derselben kundgab.

Das Buch in ihrer Hand — der neueste französische Roman — fesselte Isidora's Aufmerksamkeit nicht. Kaum hatte sie einige Zeilen gelesen, so fiel die Rechte, welche den Band hielt, schlaff in ihren Schoß, während ihre Augen ruhelos im Zimmer umherschweiften. Von Zeit zu Zeit nahm sie eine Praliné aus der Bonbonnière, welche sich auf dem neben dem Divan stehenden goldenen Tischchen befand, und knusperte mit ihren blendend weißen Zähnen an der verzuckerten Mandel. . . .

Es pochte an der Thür.

„Herein!" rief die Fürstin.

Ein goldbetreßter Lakai trat ein und überbrachte der Gesandtin eine auf einem silbernen Teller liegende Karte. Isidora nahm das Blättchen, besah es und sagte dann: „Vorlassen!"

Der Lakai verschwand und kehrte nach einigen Secunden mit Simon Marques zurück.

Die Fürstin hatte mittlerweile ihre Stellung verändert. Jetzt ruhten ihre elegant chaussirten kleinen Füße auf einem Schemel. Mit nachlässiger Grazie in die Ecke des Divans gedrückt, auf welchem sie vorhin ausgestreckt war, stützte sie das von schwarzen Locken umwallte Haupt mit ihrem weißen, zur Hälfte entblößten, classisch schönen Arm.

Während der üblichen Begrüßung stellte der Lakai einen leichten Strohsessel in die Nähe der Ottomane und entfernte sich alsdann ohne Geräusch.

Die Gesandtin lud den Künstler ein, Platz zu nehmen.

„Ich sehe," sagte Marques, indem er sich der Fürstin gegenüber setzte, „ich sehe, daß Sie der Frisur à la Méduse treu geblieben sind. Wenn Sie wüßten, daß ich Ihnen durchaus kein Compliment machen wollte, als ich Sie Medusa nannte, würden Sie wohl diese Haartracht aufgeben."

Isidora lächelte ungläubig. Sie hatte nun einmal die Ueberzeugung, daß man ihr nur Schmeichelhaftes sagen könne, und die konnte ihr Niemand nehmen.

„Doch lassen wir das!" fuhr der Maler fort. „Wir haben Wichtigeres zu besprechen. Wissen Sie, was mich zu Ihnen führt?"

„Der Wunsch, mich zu sehen? . . ."

„O nein! Dieses .... Vergnügen wird mir oft genug zu Theil! Ich kam, um mit Ihnen allein zu sein. Sie lächeln! ..... Was hat ein Mann einer Frau zu sagen, wenn er sie ohne Zeugen sprechen will? Können Sie hierauf Antwort geben?"

„Dieser Mann will sich mit dieser Frau versöhnen," entgegnete die Fürstin mit einem triumphirenden Blick. „Dieser Mensch hat ihr Dinge zu sagen, die kein Mensch hören darf ...."

„Getroffen!" unterbrach sie der Künstler. „Ein solches tête-à-tête bedeutet, daß er ihr etwas mitzutheilen hat, das nur sie vernehmen darf ..... Etwa Folgendes: Madame, ich liebe Sie! — oder auch: Madame, Sie sind eine Intrigantin."

Bei dem ersten Theil dieser Rede drückten Isidora's Züge Spott, Befriedigung und Siegesbewußtsein aus, als Marques aber die letzten Worte hohnlachend aussprach, wurde die schöne Frau sehr blaß und der spöttische, siegesbewußte Gesichtsausdruck verwandelte sich in einen scheuen, furchtsamen.

„Sie gefallen sich sehr in der Rolle der Sphinx," sagte sie, ohne den Blick zu erheben.

„Stellen Sie sich nicht, als ob Sie mich nicht verstünden," antwortete Marques mit vollendeter Ruhe. „Ich will indeß deutlicher reden, um jede Verstellung Ihrerseits unmöglich zu machen. Sie verfolgen Donna Chiara Ripamonti."

„Ich?" rief die Fürstin noch immer mit gesenkten Wimpern.

„Ja — Sie?"

„Sie werden immer unverständlicher, guter Marques."

„Anfangs begnügten Sie sich damit, die unermeßlich reiche Erbin der Ripamonti um ihre Schönheit, ihre Toiletten, ihren Schmuck und die glänzenden Feste zu beneiden, welche der Marchese in dem den Palazzo di Spagna an Pracht übertreffenden Palais Ripamonti gab. . . . . Wenn Sie keinen andern Wunsch hätten, als die junge Marchese zu überstrahlen, wenn Sie es dabei bewenden ließen, sich alles das zu verschaffen, was ihre Rivalin besitzt . . . . wie z. B. einen Gesangslehrer, ein Porträt . . ."

„Der Fürst wünschte dieses Porträt, nicht ich," fiel Isidora dem Maler in die Rede.

Dieser lächelte und sagte: „Der Fürst bestellte die Bilder auf den Wunsch seiner hohen Gemahlin, die porträtirt werden wollte, weil Marchesa Ripamonti gemalt worden war. Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sie eine der schlauesten Frauen sind, denen ich jemals begegnet bin!"

„Ich? . . . . Schlau?" Isidora begleitete diese Worte mit einem kindlichen Blick.

„Wenn Sie es nicht wären, hätten Sie mich aufgefordert, Ihr Porträt zu malen. Statt dessen ließen Sie mich durch Ihren Gemahl dazu auffordern, weil Sie wußten, daß ich ihm, dem Gesandten meines Vaterlandes, nichts abschlagen durfte. . . . . Kehren wir aber zu unserm Thema zurück, von dem ich abwich, nur um Ihnen zu beweisen, daß ich Sie wohl kenne! Wenn Sie sich also begnügten, eleganter, umworbener als Donna Chiara Ripamonti zu

sein, würde ich Sie gewähren. Der Neider steht als Folio des Glückes, sagt ein deutscher Dichter. Da Sie aber die reizende Marchesa aus der Zahl der Lebenden streichen, da Sie sie nachgerade tödten wollen, indem Sie ihr den Glauben an die Menschheit, an den Geliebten rauben und Sie ins Kloster zu hetzen bemüht sind, trete ich vor" — hier stand Marques auf und blickte Isidora mit zornglühenden Augen an — „trete ich vor und sage Ihnen: Halten Sie ein oder . . . ."

„Oder?" lachte die Fürstin, die der Scene einen komischen Anstrich geben wollte, obwohl ihr der Ton von Marques Stimme verrieth, daß es ihm furchtbar ernst zu Muthe war. Ein Blick in sein Gesicht hätte ihr gesagt, daß es nicht gerathen war, ihn in diesem Augenblick zu reizen. Aber sie wagte es nicht, ihn anzusehen.

„Oder ich zwinge Sie dazu!"

„Was wollen Sie erzwingen?"

„Daß Sie davon ablassen, Donna Chiara's Leben zu vergällen. Außerdem müssen Sie mir sagen, weßhalb man allerhöchstenorts die Vermählung des Marchese Sant' Anna mit Chiara Ripamonti nicht zu Stande kommen lassen will. Das will ich von Ihnen . . . ."

„Sonst nichts?" unterbrach ihn die Fürstin in spottendem Tone.

„Sonst nichts!" erwiderte ernst der Künstler.

Isidora erhob sich und trat ans Fenster, um alsdann wieder an ihren Platz zurückzukehren. „Ich weiß von der ganzen Geschichte nichts," sagte sie mit einer affectirten Miene der Langweile, indem sie sich auf den Divan nieder-

ließ und dann den Boden ungeduldig mit ihrem rechten Füßchen klopfte.

„Seien Sie nicht unwahr, Isidora!" herrschte sie Marques an. „Sie wissen Alles. Der Cardinal Rota degli Aldofrandi ist oft, sehr oft bei Ihnen .... Er ist der einflußreichste Mann in Rom, ohne sein Mitwissen geschieht nichts in der Ewigen Stadt. Sie sind seine Vertraute, wie die Welt behauptet, Sie sind sein Werkzeug — auch bei dieser Intrigue."

Isidora wurde sehr blaß. Sie war in der That das Werkzeug des Gewaltigen geworden. Es war ihr gelungen, den Cardinal zu einem Habitué des Spanischen Palastes zu machen und dadurch die größten des römischen Hofes um sich zu vereinen; sie war wirklich die einflußreichste Frau Rom's geworden, aber um welchen Preis! Sie gewährte dem Kirchenfürsten nicht selten einen Einblick in die Papiere des spanischen Gesandten und leistete ihm häufig allerlei kleine Dienste, die zu delicater Natur waren, als daß man gewöhnliche Spione damit hätte betrauen können. Sie erschrak heftig über die Worte des Künstlers, welche ihr verriethen, wie wohl unterrichtet er war. Um die Anklage von sich zu wälzen, daß sie das Werkzeug des römischen Staatsmannes sei, machte sie den Versuch, Marques zu überzeugen, daß der Cardinal ihr seine Geheimnisse nicht anvertraue, daß sie nichts, gar nichts wisse.

„Außerdem," schloß sie mit Würde, indem sie aufstand und den Maler stolz ansah, „außerdem gehört es nicht zu meinen Gewohnheiten, meine Freunde zu hintergehen, deren Geheimnisse zu verrathen."

„Wie schön Sie zu lügen wissen!“ spottete er, einen Schritt zurücktretend, wie um sie besser bewundern zu können. Sie schlug die Arme übereinander und blieb regungslos stehen, die Augen halb geschlossen, auf den Lippen ein verächtliches Lächeln.

„Sie haben schon sehr viele Menschen hintergangen und verrathen,“ sagte Marques mit vor Zorn bebender Stimme. „Es wird Ihnen daher nicht schwer fallen, mir jenes Geheimniß zu enthüllen. Reden Sie!“

Isidora schwieg.

„Sie müssen reden.“

„Müssen?“

„Ich werde Sie durch Gewalt dazu nöthigen.“

Die Fürstin lachte. „Ich wäre begierig die Waffen zu sehen, welche Sie gegen mich gebrauchen würden, wenn ich schwiege, Herr Graf Marques de la Serna.“

Die Brauen des Spaniers zogen sich finster zusammen; seine Augen sprühten Flammen, und die Hände ballten sich krampfhaft. Er wollte etwas sagen, aber der Zorn schnürte ihm die Kehle zu.

Bei diesem Anblick frohlockte Isidora. „Er liebt dich noch; er ist in deiner Gewalt,“ sagte sie bei sich.

Marques trat rasch ans Fenster. Sie folgte ihm und legte ihre weiße Hand auf seine Schulter.

„Was ist Ihnen, mein Freund?“ fragte sie mit erheuchelter Theilnahme.

Der Maler hatte sich wieder gefaßt. „Sie sind doch nicht so schlau, wie ich glaubte,“ sagte er mit einer vollkommen ruhigen Stimme. „Wären Sie es, so hätten Sie

mich nicht in diesem Augenblicke durch die Nennung meines Namens an alte Zeiten erinnert."

„Sie kommen immer wieder von Ihrem Thema ab," fiel die Fürstin ein. „Sie wollten mir doch sagen, mit welchen Waffen Sie mich zum Reden zwingen könnten. Statt dessen ärgern Sie sich über die Vergangenheit. Lassen Sie die alten Zeiten, und nennen Sie mir jene Waffen!"

Sie sprach in scherzendem Tone; ihre Augen, die seinem Blick scheu auswichen, hatten aber einen eigenthümlichen, ängstlichen Ausdruck, der jenen leichtfertigen, heitern Ton Lügen strafte. Isidora fürchtete diesen Mann und hatte Grund dazu.

„Sie errathen nicht, womit ich Sie zwingen kann, zu sprechen?" fragte Marques mit gedämpfter Stimme.

Sie schüttelte das Haupt.

„Meine Waffen sind . . . . jene alten Zeiten."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte die Fürstin tonlos.

„Wenn Sie schweigen," sprach der Künstler langsam, jedes Wort betonend, „wenn Sie mir nicht das Mittel verschaffen, Chiara Ripamonti aus den Klauen der Priester zu retten, sage ich dem Fürsten, daß Sie ihn getäuscht haben, daß Sie meine . . . . Braut waren, als er Sie zum Altar führte. Wie du ihr, so ich dir!"

Isidora wechselte die Farbe. Indeß lachte sie leise.

„Sind Sie toll, Isidora, weil Sie nach den Worten, die ich eben ausgesprochen, noch zu lachen vermögen? Oder wissen Sie nicht, daß eine solche Enthüllung Sie ins Kloster führen würde? Die Saguntas verzeihen Lug und Verrath nicht."

„Wohl weiß ich es," erwiderte die Fürstin. „Ich weiß aber auch, daß Sie Ihre Drohung niemals ausführen werden — niemals! Und deßhalb kann ich lachen. Warum sollte man über einen Scherz nicht lachen?"

Damit warf sie sich in einen Fauteuil.

„Isidora!" rief er zornig. „Sehen Sie mich an! Dann werden Sie erkennen, daß ich nicht scherze!"

„Und doch werden Sie mich nicht verrathen!" sagte sie, ohne ihn anzublicken. „Ein Mann wie Sie vermag es nicht, das Lebensglück eines Weibes zu zerstören, welches er geliebt hat und das . . . er noch immer liebt."

Marques öffnete die Augen weit. Eine Weile starrte er Isidora verwundert an und sagte dann in kaltem Tone: „Daß ich Sie nicht mehr liebe, werden Sie noch in dieser Stunde erfahren . . . ." Er hielt inne nnd ging im Zimmer auf und nieder. Isidora folgte ihm mit den Augen, in denen ein unheimliches Feuer glühte.

„Ich habe Sie geliebt," fuhr der Künstler fort, ohne seine Wanderung zu unterbrechen, „unsäglich geliebt. Das gestehe ich. Wie könnte ich es auch leugnen? Ich habe es Ihnen hinreichend bewiesen, indem ich mich um Ihretwillen mit meinem Onkel entzweite, seinen Reichthümern entsagte und mir mit unermüdlichem Eifer eine Existenz zu schaffen wußte. . . . Ja, damals liebte ich Sie. Das ist aber schon längst vorbei. Ich hasse Sie nicht, o nein — Sie existiren einfach für mich nicht mehr. Hätten Sie sich nicht an dieser schändlichen Intrigue betheiligt, so stünde ich jetzt nicht vor Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß ich jene Vergangenheit nicht vergessen habe, daß ich sie zu Gunsten Marchesa Chiara's

verwerthen will. Hüten Sie sich, Isidora, dieses Mädchen fernerhin zu verfolgen! Das Leid, daß Sie mir zugefügt haben, ließ ich ungerächt — mich durften Sie ungestraft hintergehen, verrathen. Was Sie aber diesem Kinde anthun, werde ich auf's furchtbarste rächen!"

„Was kümmert Sie dieses Mädchen? Sind Sie Ihr Bräutigam?"

„Nein!"

„Nun also?"

„Ich liebe Chiara Ripamonti!"

Isidora's Lippen entfuhr ein leiser Schrei der Ueberraschung. Sie schwieg eine Weile; dann fragte sie, die Worte dehnend: „Wissen Sie, daß Donna Chiara den Marchese Sant' Anna liebt?"

„Ich weiß es," erwiderte Marques kalt.

Die Fürstin sprang auf, trat zu dem Künstler und sah ihn mit weit geöffneten Augen an. „Und Sie wollten das Mädchen der Kirche entreißen, nicht weil Sie hoffen, es zu besitzen, sondern um es einem andern in die Arme zu legen? Das begreife ich, das glaube ich nicht!"

„Mich nimmt nicht wunder, daß Sie dies zu begreifen nicht im Stande sind," sagte Marques verächtlich. „Denn Sie glauben, daß das menschliche Herz keine edlen Wallungen habe, weil Sie solchen Edelmuths nicht fähig sind. Ich will mich indessen nicht besser machen als ich bin. Noch bis vor wenigen Tagen war ich so grausam, den Gedanken tröstlich zu finden, daß Donna Chiara einem himmlischen Bräutigam bestimmt sei. Es schien mir minder schmerzlich, sie hinter Klostermauern zu wissen, als in dem Palais Sant'

Anna. Da sah ich sie aber, gewahrte, wie bleich sie geworden, wie sehr sie litt; ich hörte sie schmerzhaft schluchzen über ihr verlorenes Glück. . . . Ich kam mir vor wie ein Verbrecher; denn Missethaten begehen zu lassen, wenn man hindern kann, daß sie begangen werden oder sie selbst zu verüben, ist im Grunde eins und dasselbe. Chiara soll glücklich werden — ich habe es gelobt. Helfen Sie mir, dieses Gelübde zu erfüllen! Sie können es — ich weiß es bestimmt."

„Das Mädchen muß ins Kloster!" sagte Isidora mit Festigkeit, indem sich ihr Gesicht schrecklich verzerrte. „Ich hasse diese Römerin, weil ihr sie Alle liebt!"

Dabei ging sie in höchster Aufregung im Gemache hin und her.

Marques fragte nicht, wen die Fürstin mit jenen Worten: Ihr Alle liebt sie! bezeichnen wollte, obwohl er sie nicht überhört hatte. Er nahm seinen Hut und sprach kalt:

„Intriguiren Sie fort und fort! Auch ich werde es thun, und ich werde den Sieg davontragen, weil ich Ihnen gegenüber mächtig bin, weil ich das Rechte, das Gute fördere. Jetzt aber beantworten Sie mir jene Frage!"

Er sah ihr mit zwingender Gewalt in die Augen. Sie senkte den Blick und zerrte an ihrem feinem Spitzentuch.

„Isidora!"

Der Ton seiner Stimme war mahnend und drohend zugleich.

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie das Boudoir verlassen, dann aber verharrte sie an ihrem Platze und blickte forschend in das Gesicht des Künstlers.

„Warum gestatten die Priester nicht, daß Alfonso Sant' Anna die junge Marchesa heimführe?" fragte leise Simon Marques, indem er sein Ohr den Lippen der Fürstin näherte.

Isidora flüsterte ihm einige Worte zu ....

Hierauf richtete sich der Künstler in die Höhe, grüßte die Dame und verließ das Boudoir. — —

Während diese Scene sich im Spanischen Palaste abspielte, saßen Johannes Röder und Don Paolo im Rauchzimmer des Sant' Anna'schen Palais. Dieser lag auf einer bequemen Chaise longue, Jener aber war mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt.

Der junge Römer rauchte und gähnte; denn er langweilte sich. Seinem Bruder zuliebe hatte er sein lustiges Leben aufgegeben; „Don Giovanni" war ein sittsamer Bürger geworden, der früh zu Bette ging, kein Café besuchte, sich weder im Club noch in den Boudoirs der römischen Aristokratie blicken ließ.

Don Paolo hatte nach der Abreise Don Alfonso's den heroischen Entschluß gefaßt, sich so lange zu langweilen, bis sein Bruder der erklärte Bräutigam Donna Chiara's sei. Seinen Schönen sagte er auf die ihm eigene launige Weise, daß er ein schwieriges Problem zu lösen habe und deßhalb den Eremiten spielen wolle. Er schloß sich denn auch wirklich ein und verließ das Haus nur, um sich vorschriftsgemäß zu langweilen, d. h. um Marchesa Ripamonti zu besuchen, die er nur in Gegenwart des Padre Benedetto sehen durfte, ob mit oder gegen den Wunsch des Mädchens — das wußte Paolo nicht.

Chiara war nicht mehr das heitere Geschöpf von früher; sie sprach jetzt von nichts Anderm als vom Heiland, von der Jungfrau Maria und dem süßen, himmlischen Frieden, der ihrer im Kloster harre, was dem lebensfrohen Freiwerber natürlich die Fassung raubte und ihn häufig die Geduld verlieren ließ.

Dieser Besuch im Palais Ripamonti war aber auch Alles, was Paolo für seinen Bruder that. Den ganzen Tag lag er auf einer Ottomane und rauchte und gähnte. Fragte ihn Johannes Röder, warum er nicht ausgehe, um sich zu zerstreuen, da ja dieses Herumliegen auf den Divans dem Bruder gar nichts nütze, so antwortete Paolo ganz ernsthaft, daß er über die verwickelte Geschichte nachdenke und auf ein Mittel sinne, Donna Chiara zu verweltlichen und ihr wieder etwas Gefallen beizubringen an dem so schönen Leben.

Des jungen Römers phlegmatisches Naturell erlaubte ihm nicht, sich aufzurütteln, thätig zu sein, den Kampf gegen Diejenigen aufzunehmen, welche Alfonso's Braut für den Himmel gewinnen wollten. Er that das Alles im Geiste. Johannes war indeß diesem Kampfe auch nicht gewachsen. Zwar hätte er die nöthige Energie, den erforderlichen Muth dazu gehabt, ihm fehlte aber die unentbehrliche Menschenkenntniß. Er war zu unerfahren, zu offen, zu arglos, um einer jesuitischen Intrigue auf den Grund zu kommen.

Der Jüngling fühlte, daß er ebensowenig wie Paolo den beiden Liebenden zu helfen im Stande sei — und er hätte es so gerne gethan! Er hatte das schöne Mädchen

liebgewonnen; es flößte ihm tiefes Mitleid ein; denn er erkannte, daß es unsagbar litt. Die Aermste hatte außer ihm und Paolo auch nicht einen einzigen Freund. Jeder und Jede trieb sie dazu an, den Schleier zu nehmen. Selbst Simon Marques, von dem Johannes trotz seines harten Ausspruches Rath und Hilfe erhofft, that nichts, um die Unglückliche vor diesem traurigen Schicksal zu bewahren.

Auch der Onkel in Paris schien sich verschworen zu haben, die Vermählung Alfonso's und Chiara's nicht zu Stande kommen zu lassen. Schon vor mehr als einer Woche hatte der junge Marchese seinem Bruder in Rom geschrieben, daß er den Brief des Capellmeisters, in welchem dieser ihm rieth, schleunigst zurückzukehren, dem Onkel vorgelegt habe, und daß der Prälat nach der Lesung desselben ihn gebeten hätte, diese Reise zu unterlassen. Er wolle vorher an den Cardinal Rota degli Aldofrandi schreiben, ihn zu bitten sich für Alfonso zu verwenden. Der hohe Porporato sei ihm, dem Onkel, sehr gewogen und werde nicht verfehlen, seinen Neffen zu protegiren. Ferner beabsichtigte der Onkel, bei dem Marchese Ripamonti um die Hand Donna Chiara's anzuhalten. Aus der Antwort werde sich zeigen, ob die junge Dame Alfonso liebe oder nicht. In keinem Falle sei es gerathen, ohne Protections-Versicherungen von Seite des Cardinals nach Rom zurückzukehren.

Der Monsignore warte vergebens auf eine Antwort aus Rom, schrieb Alfonso in einem spätern Brief. Und das war leicht erklärlich, da der Prälat weder an Cardinal Rota noch an den alten Marchese geschrieben hatte. Alfonso war natürlich in höchster Aufregung. Er fragte an, was zu thun sei.

Diese Frage beantwortete Johannes nun dahin, daß er nur das wiederholen könne, was er in all' seinen Episteln gesagt hatte: „Kehren Sie zurück, Alfonso!"

Er sei in der Lage, schrieb der deutsche Jüngling ferner, ihn zu versichern, daß Cardinal Rota von dem Nuntius in Paris in der letzten Zeit kein Schreiben empfangen, daß dieser um die Hand Donna Chiara's bei dem Marchese nicht angehalten habe. Warum könne Alfonso nicht zurückkehren? . . . In Rom rede Niemand davon, daß er ein Mädchen verführt habe, daß er geflohen sei, weil man ihn zwingen wollte, dieses Geschöpf zu heiraten, vielmehr erzähle man sich, daß Marchese Sant' Anna einer Kunstreiterin nachgereist sei, daß er in Paris ein ausschweifendes Leben führe. Die Lästerer könne er nur durch seine Rückkehr zum Schweigen bringen. . . .

Als Johannes dies geschrieben hatte, trat ein Diener ins Zimmer und meldete, daß servirt sei.

„Gott sei Dank!" rief Don Paolo und sprang auf. Er streckte sich und fuhr fort: „Komm', Röder! Laß uns essen gehen!"

Der Jüngling legte die Feder auf den Tisch und erhob sich. Paolo schlang seinen Arm leicht um den Hals des Freundes und zog ihn mit sich fort.

Der Diener, ein prächtiger, hochgewachsener Bursche mit großen, schlauen Augen, verharrte am Eingange. Als die Herren an ihm vorübergingen, hüstelte er verlegen, wie um die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf sich zu ziehen.

Dieser blieb stehen und wandte den Kopf. „Was gibt's?"

„Ich wollte nur fragen, ob der Herr keinen Auftrag . . ."

„Ja!" unterbrach Paolo den Diener. „Ein Brief ist zu besorgen."

„Endlich!" entfuhr den Lippen des Burschen, dessen Züge sich bei Erwähnung eines Briefes erhellt hatten.

Der junge Edelmann lachte laut auf. „Du meinst, es handle sich endlich wieder um ein Billet-doux, dessen Besorgung mit tausend Schwierigkeiten verbunden ist? Nein, abenteuerlustiger Leporello, es dürfte noch lange währen, bis wir Beide zu den früheren Gewohnheiten zurückkehren! . . . Jener Brief ist für meinen Bruder. Damit du dir aber aus Verzweiflung über unsere honnette Lebensweise kein Leid anthust, erlaube ich dir, daß du zu deinen alten Genossen, den Tiber-Schiffsleuten, gehst. Nimm das!" — hier warf Paolo dem Burschen ein Goldstück hin — „trinke aber nicht zu viel — hörst du?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden!" entgegnete der Bursche, der das Goldstück geschickt aufgefangen hatte und den nach dem Speisesaal schreitenden Herren in einiger Entfernung folgte.

„Das ist der Milchbruder des Capitäns Testaferrata — nicht?" fragte Johannes den jungen Edelmann.

Dieser nickte bejahend mit dem Kopf.

„Er hat ein angenehmes Aeußeres," bemerkte der Deutsche.

„Und schlau ist er dabei — eine Perle von einem Diener, zu Allem brauchbar! Wenn ich nicht fürchtete, dich zu choquiren, erzählte ich dir einige seiner Stückchen."

Johannes machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„O, ich schweige schon. Sei unbesorgt!

Beide setzten sich an den Speisetisch. Paolo entfaltete seine Serviette und sah den Jüngling an.

„Du bist blaß, lieber Röder," sagte er mit veränderter Stimme, „du siehst angegriffen aus. Trinke vor Allem ein Glas Bordeaux! Das wird dir gut thun."

Während ein Diener den Wein in ein Glas goß, erschien ein anderer mit der Meldung, daß Herr Simon Marques die Herren zu sprechen wünsche.

„Bitten Sie den Herrn hierher!" befahl Paolo.

Der Diener ging. Einige Secunden später trat der Spanier in den Speisesaal. Der Herr des Hauses erhob sich von seinem Sitze, trat dem Besucher mit höflicher Miene entgegen und lud ihn ein, sich an dem Mahle zu betheiligen.

„Ich danke Ihnen," sagte Marques, indem er Paolo's Hand drückte. Hierauf reichte er seine Rechte dem Capellmeister hin. Dieser aber that, als bemerkte er es nicht, und verbeugte sich.

Ein seltsames Lächeln glitt über die Lippen des Künstlers. „Ich war in deiner Wohnung, Röder," fuhr er fort; „dort sagte man mir, daß du hier seiest, und ich eilte hierher."

„Wünschen Sie den Capellmeister etwa allein zu sprechen?" fragte höflich der junge Hausherr.

„Nein," erwiderte kurz der Künstler, um nach einer secundenlangen Pause hinzuzufügen: „Was ich Johannes

Röder mitzutheilen habe, interessirt auch Sie, Don Paolo, im Grunde nur Sie."

Paolo rief lustig: „Legen Sie los, Hidalgo!" Dabei machte er Miene, sich an den Tisch zu setzen. Als er aber sah, daß der Spanier die Stirne runzelte, fügte er in ernstem Tone hinzu: „Läßt sich die Sache bei Wein und Pastete besprechen?"

„Nein," lautete die kalte Antwort.

„Dann bitte ich Sie, mir zu folgen," sagte Paolo, indem er nach der Thür schritt.

Er führte die Herren in das Cabinet seines Bruders. Schweigend nahmen die Drei Platz.

„Du hast mich vor zwei Wochen gebeten," begann ohneweiteres der Künstler, gegen den Capellmeister gewendet, „die Gegner Marchese Sant' Anna's und Marchesa Ripamonti's ausfindig zu machen und deren geheime Zwecke zu entdecken. Ich mühte mich, deinen Wunsch zu erfüllen — es ist mir gelungen, in das Geheimniß zu dringen."

Johannes und Paolo richteten ihre Augen fest auf den Redenden.

„Jene Geschichte mit dem verführten Mädchen hatte den Zweck, Marchese Alfonso in die Flucht zu treiben," fuhr Marques eintönig und zu Boden blickend fort. „Man wußte, daß ihm diese Flucht das Ansehen eines Schuldigen geben, daß Marchesa Chiara Ripamonti darüber in Verzweiflung gerathen, ihren Bräutigam verachten, ihn aufgeben und sich mit der Religion trösten würde."

„Was aber in aller Welt veranlaßte die . . . . hochwürdigen Herren, Marchesa Chiara das Glück der Liebe zu

rauben und ihr statt dessen den sehr problematischen Trost der Religion zu bieten?" fragte Don Paolo in höchster Aufregung.

„Das sollen Sie allsogleich erfahren," entgegnete der Spanier in dem gleichmäßigen Tone von vorhin. Ein uns Allen wohlbekannter Porporato hat der Oberin des ***-Klosters unlängst versprochen, ihr im Laufe der Fastenzeit eine adelige, reiche, jugendliche Novize auszuliefern. Die Oberinnen besagten Stiftes gehören seit Jahrhunderten zu den ergebensten Dienerinnen des päpstliches Stuhles. Es ist daher kein Wunder, daß dem so hochverdienten Kloster dieser kleine Liebesdienst erwiesen wird, dessen es wirklich bedarf, um sein Ansehen wiederherzustellen. Dieses Ansehen wurde stark mitgenommen durch jenen im vergangenen Jahre stattgefundenen Scandal, den Jedermann noch in der Erinnerung hat. Außerdem zerstörte die Feuersbrunst, während welcher jene scandalöse Affaire entdeckt wurde, beinahe die Hälfte des Klosters. Dieses wieder aufzubauen, ist der zweite fromme Wunsch der Priorin. Auch dieser soll erfüllt werden, und zwar mit dem Golde der Ripamontischen Erbin."

„Das ist schändlich! Es ist niederträchtig!" rief Johannes.

„Donna Chiara muß Alles sofort erfahren," meinte Paolo.

„Gemach!" fiel Marques mit Ruhe ein. „Die Marchesa würde es nicht glauben. Padre Benedetto, hinter welchem die ganze Gesellschaft Jesu steht, übt einen großen Einfluß auf Donna Chiara aus. Dieser Mann ist sehr schlau, schlauer als wir Drei zusammen. Mächtiger als er ist nur Eines: die Liebe. Marchese Sant' Anna soll zurückkehren

und seine Braut zu erringen suchen. Er soll sich rechtfertigen; er muß sie überzeugen, daß er sie liebt. Wenn die Rückkehr des Marchese die Scene nicht verwandelt, wenn Donna Chiara auch dann noch den himmlischen Bräutigam dem irdischen vorzieht, so ... liebt sie Marchese Alfonso eben nicht und dann — doch davon ein anderesmal! Dir aber, Johannes, rathe ich, Fürstin Sagunta nicht merken zu lassen, daß dir das Schicksal Donna Chiara's nichts weniger als gleichgiltig ist. Das Weib ist einflußreich und herzlos und wäre im Stande, aus Eifersucht die Katastrophe zu beschleunigen — kurz, sei auf deiner Hut! Zeige dieser Frau nicht, daß du dich für das Glück der jungen Marchesa interessirst!"

Johannes wurde bei diesen Worten seines Freundes über und über roth.

Simon Marques war aufgesprungen und hatte seinen Hut ergriffen. „Ich bin zu Ende mit meiner Mittheilung und will daher gehen."

Don Paolo bat den seltsamen Mann, daß er bleiben möge, Marques aber ließ sich nicht hierzu bewegen. Er reichte dem jungen Edelmann die Hand, neigte gegen Röder das Haupt und wendete sich zum Gehen.

Johannes eilte ihm nach, faßte seine Rechte und drückte sie mit Wärme.

„Ich danke Ihnen, Simon," sprach er in innigem Tone, die Hand des Künstlers nicht loslassend. Es folgte eine kleine Pause; dann fragte Johannes: „Dürfen Sie den Namen des Cardinals nennen, der diese niederträchtige Intrigue angezettelt hat und sie leitet?"

„Warum nicht? . . . Er nennt sich Rota degli Aldofrandi!"

Johannes ließ die Hand des Spaniers fallen und stammelte: „Rota! . . ."

„Degli Aldofrandi!" wiederholte Simon Marques und verließ, Don Paolo von neuem grüßend, das Zimmer.

Drittes Capitel.

Ist's Eifersucht?

Beatrice Deste unterwarf die gedeckte Tafel einer höchst genauen Musterung; die spiegelhellen Teller, die im Lampenschein blitzenden Gläser und Caraffen wurden nachgesäubert, die Stellung der mit Leckerbissen bedeckten Platten verändert, die Früchte auf dem hohen Silber-Aufsatz von neuem kunstvoll aufgeschichtet. Kaum hatte sie den pyramidenförmigen Bau mit einer schönen Ananas gekrönt, als die Nubierin ins Atelier stürzte — Beatrice hatte das ihrem Mann bestimmte Abendessen in ihrem Zimmer auftragen lassen, weil sie wußte, daß Lodovico am liebsten in diesem Raume weilte. Faika meldete die Ankunft ihres Gebieters, und schon im nächsten Augenblick erschien Lodovico Deste in der Thür.

Die junge Frau war ihm entgegengeeilt, um ihn zu umarmen, als sie aber die finstere Wolke sah, welche auf seiner Stirne lagerte, faßte sie nur seine Hand mit den Worten: „Willkommen zu Hause!"

Er drückte flüchtig Beatricens Hand, nahm seinen Hut ab, warf diesen auf ein Möbel und sich selber auf den Divan in die Ecke. Dann streckte er die Beine aus, lehnte

den Kopf an die Kissen der Ottomane, sah zum geschnitzten Plafondgebälke empor und gähnte.

„Du bist müde, Geliebter!" sagte die junge Frau in freundlichem Tone, indem sie an der Seite ihres Mannes Platz nahm.

„Müde und schläfrig," versetzte dieser. „Ich werde nichts essen," fügte er verdrießlich hinzu.

„Der Appetit wird sich schon melden," entgegnete Beatrice gutmüthig. „Und wenn nicht, so lassen wir einfach abtragen. Ruhe vor Allem ein wenig aus! . . . . Warte, ich will das Licht der Lampen dämpfen.

Dabei erhob sie sich und ging, die großen Lampen, welche, von mächtigen japanesischen Vasen getragen, den weiten Raum glänzend beleuchteten, mit dunkelgrünen Schleiern zu behängen.

Lodovico folgte ihr mit den Augen. Die schöne junge Frau verrichtete ihre Arbeit mit einer so ruhigen Anmuth und sichern Leichtigkeit, daß er sich aufrichtete, um sie besser sehen zu können. Seine üble Laune war bereits verflogen. Beatricens freundliche Antwort auf seine Aeußerung, daß er nichts essen wolle, hatte ihn umgestimmt. Er kannte die Frauen und wußte, daß es Beatrice keine geringe Ueberwindung gekostet hatte, so ruhig von dem Abtragen der Speisen zu sprechen, mit deren Bereitung sie sich stundenlang beschäftigt haben mochte.

Als das junge Weibchen von neuem sich neben ihn setzte und seine Hand ergriff, um den Handschuh von derselben abzustreifen, sagte er mit völlig veränderter Stimme: „Warum zeigst du mir unsern Kleinen heute nicht?"

Beatrice wurde verlegen und beugte sich über die Hand ihres Gatten, wie um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Nun?" fragte Lodovico freundlich.

Sie erwiderte leise: „Du schautest heute so finster drein; ich fürchtete, dein Empfang würde kein väterlicher sein . . . . . Ich fühlte, daß du den Kleinen weggeschoben . . ."

„Du hast Recht, Beatrice," unterbrach Lodovico die junge Frau in dem treuherzigen Tone, den sie so gern hörte. „Vor fünf Minuten wäre ich nicht im Stande gewesen, das Bübchen zu herzen. Der üble Humor ist nun vorüber. Hol' Enrico, meine Theure! Ich möchte den Kleinen sehen und ihn küssen."

Beatrice eilte in den obern Stock, um ihr Söhnchen zu holen. Indeß kam Sie nach wenigen Secunden ohne ihn zurück.

„Bin ich noch immer nicht der Ehre würdig, die kleine Majestät zu betrachten?" scherzte der Gatte.

Die junge Frau machte eine trostlose Miene, die ihr allerliebst stand. Im Schlafe gestört, hatte das Kind so zu schreien begonnen, daß nicht daran zu denken war, es den Vater sehen zu lassen.

„Schreit er?" fragte Deste lachend.

Sie nickte. „Faika wird ihn bringen, sobald er sich beruhigt haben wird."

„Laß uns soupiren, während der kleine Schreihals sich austobt!" sagte Lodovico, indem er aufstand und an der einen Ecke des Tisches Platz nahm, nachdem er den

an der andern Ecke stehenden Sessel für Beatrice vorgerückt hatte.

Die junge Frau setzte sich, und beide begannen zu essen. Nach einer Weile musterte Deste das schwarze Sammtkleid, welches Beatrice trug, und sagte alsdann, indem er in die Tasche fuhr:

„Du trägst keinerlei Geschmeide. . . . Warum das? Gefallen dir Gold und Edelsteine nicht, oder hab' ich deinen Geschmack nie errathen? Wünschest du Werthvolleres?"

„O, Lodovico, wie könnte ich mir noch Werthvolleres wünschen, als du mir bereits gegeben hast! Besitze ich doch eine wahrhaft fürstliche Juwelenkammer!"

„Nimm das!" fiel ihr Deste in die Rede, indem er ihr ein kleines Etui aus Sammt hinreichte. „Es dürfte dir seiner Originalität wegen gefallen."

Das Etui enthielt einen Schmuck aus fahlgrünem Bein mit goldenen Delphinen von feinster chinesischer Arbeit.

„Wie zierlich!" rief Beatrice, ihrem Gatten die Hand drückend. „Was ist das für ein fahlgrüner Stein?"

„Bein ist's, kein Stein! Die fahlgrünen Tropfen, auf welchen die kleinen goldenen Ungeheuer kauern, werden aus dem Zahn des Haifisches verfertigt. Der Schmuck ist nicht übel, gehört aber unter deine Curiositäten und nicht in die Juwelenkammer. Doch jetzt sage mir, warum du dich mit deinen Steinen nicht schmückst?"

„Weil ich mir wie eine verwunschene Prinzessin vorkomme, wenn ich sie anlege," lautete die leise Antwort.

„Du bist auch ein verzaubertes Feenkind, das . . ."

Sie unterbrach ihn: „Das von einem schönen Ritter

einmal im Jahrhundert aus dem Schlafe geweckt wird und das herrliche Leben nur wenige Stunden lang genießen darf. . . . ."

Deste fuhr fort: „Weil der Ritter hinaus muß ins feindliche Leben, um zu wirken und zu streben, wie dein Lieblings-Poet sagt. Er muß doch arbeiten, um das Reich des verzauberten Prinzeßchens zu erhalten. Nicht? . . ."

Beatrice war aufgesprungen und hinter den Stuhl ihres Mannes getreten. Als er schwieg, schlang sie ihre Arme um seinen Hals, faltete die Hände und beugte sich über ihn, so daß ihre Wange die seine berührte.

„Arbeite nicht so viel!" bat sie. „Ich bewundere mein Reich, indeß kann ich es leicht entbehren. Schenke mir die Zeit, welche du den Geschäften widmest! Gib diese fürstliche Villa auf und laß mich mit dir ziehen, Lodovico! In deiner Nähe wird mir das kleinste Zimmer . . . ."

„Schweige!" befahl Deste in einem kalten, schneidenden Tone. „Das sind überspannte Reden. Du könntest dich nicht mehr in eine kleine, beschränkte Häuslichkeit hineingewöhnen, und wenn du es auch könntest, so vermöchte ich es nicht. Ich liebe den Luxus, die Pracht; das Weib, welches von mir geliebt sein will, muß in einer schönen, künstlerischen Umgebung leben; kurz, du bleibst auf Villa Deste, und ich suche dich auf, so oft es meine Geschäfte erlauben."

Mit diesen Worten hatte er sich von ihren Armen gewaltsam befreit und war aufgesprungen, um in höchster Erregung das Gemach zu durchmessen.

Beatrice preßte ihre Hand fest ans Herz. Mein Gott,

wie es da hämmerte und pochte! War in ihrem Innern eine Saite gesprungen, daß sie plötzlich einen so heftigen Schmerz empfand? . . . Sie hatte häufig Anfälle von Herzklopfen, beklemmend, schmerzlich wie der jetzige war aber noch keiner gewesen.

Da die junge Frau wußte, daß Lodovico ewig kränkelnde Leute nicht leiden mochte, hatte sie ihm gegenüber dieser Anfälle niemals erwähnt; sie fürchtete so sehr, ihren Gatten zu langweilen. Ihre gute Mutter war bemüht gewesen, sie zu stählen und daran zu gewöhnen, über kleine Uebel sowohl physischer wie moralischer Natur nicht zu klagen. Und diese gute Eigenschaft hatte Beatrice während ihrer Ehe in hohem Grade ausgebildet.

Auch jetzt biß sie die Zähne fest aufeinander, um einen Klagelaut zu ersticken, stützte beide Hände auf die Lehne des von Lodovico verlassenen Stuhles und erwartete so das Ende des schmerzlichen Anfalles. Er verging in wenigen Secunden.

Als die Thüre des obern Stockes geöffnet wurde und die braune Faika, den ganz in duftige Spitzen gehüllten Kleinen auf dem Arm, sich in der dunklen Umrahmung zeigte, konnte die junge Mutter ohne allzugroße Anstrengung ihrem Söhnchen entgegengehen. Während sie das Atelier durchschritt, stieg die Nubierin die Treppe herab. Die beiden Frauen begegneten sich am Fuße derselben. Beatrice nahm das lachende Kind in ihre Arme und trat mit ihm vor den Gatten hin.

Dieser mochte seine Heftigkeit von vorhin bereuen; denn er ergriff das kleine Geschöpf mit beiden Händen und

küßte es auf's innigste, um es alsdann zu einem Divan zu tragen.

„Setze dich!" bat Deste die junge Gattin in gewinnendem Tone. „Ich will dir den Kleinen auf den Schoß geben, um dich als Madonna anzubeten."

Die unfreundliche Behandlung war nach den Worten, nach dem innigen Kuß, den er seinem Söhnchen gegeben, von Seite Beatricens vergeben, ja vergessen worden. Freundlich lächelnd ließ sie sich auf dem Sopha nieder und legte den kleinen Enrico in ihren Schoß. Der Vater setzte sich neben sie. Faika stand noch immer regungslos mit verschränkten Händen und in kerzengerader Haltung am Fuße der Treppe.

„Es ist ein herziges Kind," begann Deste. „Nur seine Augen wollen mir nicht gefallen."

„O, sage das nicht! Das Schönste an dem Knaben ist sein Augenpaar. Er hat ja deine Augen . . ." flüsterte sie.

„Eben deßhalb wünschte ich, daß er andere hätte! Seine dunklen Augen führen mich immer wieder auf den mir so peinlichen Gedanken, der Knabe möchte seinem Vater gleichen. Das wäre ein Unglück für ihn und für Andere."

„Lodovico!" rief Beatrice vorwurfsvoll.

Deste ging unruhig im Zimmer hin und her und kehrte alsdann an die Seite der jungen Frau zurück, um deren Augen auf's zärtlichste zu küssen.

„Ich wünschte, er hätte deine schönen, veilchenblauen Sterne," sagte er in scherzendem Tone, „dann könnte er eines Tages seinen Vater mit denselben rächen — den Vater, welchen blauäugige Frauen so sehr gequält haben."

„Blauäugige Frauen!" rief Beatrice bei sich, indem sie sich ans Herz griff. Das Wort war gleich einem Dolchstich in ihre Seele gedrungen.

„Wie viele Frauen mit blauen Augen hast du schon geliebt?" fragte sie tonlos.

Er lachte gezwungen und sagte ausweichend: „Wäre es nicht gut, wenn du das Kindchen wieder zur Ruhe brächtest?"

Mechanisch erhob sich die junge Frau und überreichte Faika, welche Deste herbeigewinkt hatte, den kleinen Enrico. Lange blieb sie an derselben Stelle regungslos stehen, gedankenvoll vor sich hinsehend. Was sie mit ihrer Vernunft in sich gebändigt, was sie niedergehalten hatte wie einen Verderben und Unheil mit sich führenden Dämon — das brauste in ihr auf wie Eifersucht.

Lodovico trat zu ihr, erfaßte ihre eiskalte Hand und sagte freundlich: „Wie kalt ist deine Hand, wie finster dein Antlitz! Welch' einfältige Gedanken spuken in deinem Köpfchen? . . . Mache dir keine Sorgen, es sind ja alte, verschollene Geschichten, Beatrice!"

Zwei große Thränen fielen auf ihre bleichen Wangen herab. „O, du hast mich nie geliebt!" sprach sie leise.

„Liebes Närrchen!" schalt Lodovico in liebevollem Tone, „komm' zu mir und laß mich deine schönen Augen küssen!"

Er breitete seine Arme aus, sie aber trat einen Schritt zurück und sagte: „Meine Augen gefielen dir nicht, wenn sie dich nicht an andere geliebte Augen erinnerten."

Deste mußte über diesen echt frauenhaften Einfall lächeln. „Sei nicht kindisch Beatrice! Vergiß, was ich gesagt!"

„Ich kann nicht. . . . Ich werde immer an die Frauen denken müssen, die du geliebt hast . . . noch liebst. Gott weiß, wie viele deren sind!"

Und dabei rollten neue Thränen über ihre Wangen, während ihr kleiner Mund schmerzlich zuckte.

„Geliebt habe ich nur zwei Frauen, dich und eine Andere," sprach Lodovico fast feierlich.

„Ha!" entfuhr Beatricens Lippen.

„Eine Jugendliebe und eine herbstliche Leidenschaft," sagte Deste langsam, wie abwesend. Seine Augen schienen auf eine längst vergangene Zeit zurückzublicken.

Beatrice streifte mit einem raschen Blick das Gesicht ihres Gatten. „Ist's lange, sehr lange her?" fragte sie beklommen.

„Sehr lange!" lautete die Antwort. „Du warst damals noch nicht geboren."

Die junge Frau athmete auf. Nach einer kurzen Pause näherte sie sich dem Gemahl und fragte leise: „Wie sah sie aus? War sie sehr schön?"

„Sehr schön!" erwiderte Deste, ohne den Blick zu erheben.

Beatrice zuckte zusammen. Sein bewegter Ton hatte sie erschreckt. „Zeige mir ihr Bild!" rief sie fast ungestüm. „Ich sehe es dir an — du trägst es bei dir."

„Aber, Kind!" entgegnete er. „Kennst du nicht Alles, was ich an mir habe? Oder glaubst du etwa, ich sei ein Schrank mit geheimen Schubfächern?"

Er wollte offenbar dem Gespräch eine scherzhafte Wendung geben, sie aber ging nicht darauf ein.

„Ich bitte dich, scherze nicht!" flehte sie, indem sie ihre Hände faltete. „Mir ist so ernst, so bitter ernst zu Muthe. Wo hast du ihr Bild? Denn daß du eines hast, davon bin ich überzeugt."

Deste schwieg. Beatrice faßte seine Hand und sah ängstlich forschend zu ihm auf. „Das Bild! Laß mich es sehen!" bat sie von neuem.

Er fuhr ihr leicht über das schöne Haar und sagte halb ernst, halb scherzend: „Du möchtest dich überzeugen, daß du schöner bist als sie war. Nicht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich begreife mich selbst nicht, aber es ist mir, als könnte ich keine Ruhe finden, wenn ich das Bild nicht sehe."

„Weibliche Neugier — sonst nichts!" entgegnete er mit einem Anfluge üblen Humors.

„Nicht doch! Ein dunkles Gefühl drängt mich, dich zu bitten, mir das Bild zu zeigen."

„Hör' auf, mich zu quälen!" fiel Deste mit zusammengezogenen Brauen gebieterisch ein, „und hüte dich, jemals auf dieses Thema zurückzukommen! Eifersüchtige Auftritte gehören zu jenen Dingen, welche ich um keinen Preis ertrage."

Damit wandte er ihr den Rücken und begann von neuem in dem Saale auf und ab zu gehen. Beatrice ging mit der liebenswürdigsten Holdseligkeit auf ihn zu und faßte, den Arm um seinen Nacken legend, seine rechte Hand. Er blieb stehen.

„Vergib!" bat sie leise. „Es thut mir leid, Lodovico,

daß ich dich erzürnt habe. Ich will versuchen, den Vorfall zu vergessen. Vergib und vergiß ihn auch du!"

„Es ist schon gut," sagte Deste fast freundlich, indem er die Hand seiner sanften jungen Frau leise drückte. „Reden wir von andern Dingen! Hast du Röder verabschiedet?"

Die Frage kam so unerwartet, daß Beatrice über und über roth wurde. „Ja!" antwortete sie und sah verlegen zu Boden.

Ein Schatten flog über das Gesicht des Mannes an ihrer Seite, der sie eine Weile schweigend fixirte und dann mit einem gleichgiltigen Tone, der zu seinem lauernden Blick nicht paßte, die Frage an sie richtete: „Ging es leicht?"

„Ja!" entgegnete Beatrice. Sie sah dabei nicht auf und begann mit seiner Uhrkette zu spielen.

„Du bist ja sehr einsilbig," bemerkte er scharf, indem er auf das nervöse Spiel ihrer kleinen Finger sah, und nach einigen Secunden peinlichsten Schweigens sagte er: „Sieh mich an!"

Beatrice sah ihn offenherzig an, erröthete aber dabei und barg dann ihr Gesicht an seiner Schulter.

„Warum verbirgst du dein Antlitz?" fragte er unwillig. „Richte dich auf!"

Sie schmiegte sich nur enger an ihn und flüsterte: „Laß mich hier!"

„Du hast ein Geheimniß," rief er zornig.

Die junge Frau schwieg.

„Weßhalb verbirgst du dein Gesicht? Rede!" fuhr er sie an.

„Weil ich mich schäme," lautete die leise Antwort.

„Schämen? Beatrice!" Es klang fast drohend.

„Du hattest Recht . . ." stockte sie.

„Wann? Worin?" stieß er gepreßt hervor.

„Damals . . ." stammelte die junge Frau.

„So rede doch!" befahl er mit bebender Stimme.

„Nun, als du sagtest, daß eine junge Frau während der Abwesenheit ihres Mannes keinen Besuch empfangen dürfe."

Deste verfärbte sich. Beatrice sah es nicht, weil ihr Kopf noch immer an der Schulter ihres Gatten lehnte.

„Es geht wirklich nicht," fuhr sie fort, indem sie sich aufrichtete und Deste ansah. „Aber mein Gott!" rief die junge Frau, ihre Hände auf die Arme ihres Mannes legend, „was ist dir? Du bist ja furchtbar bleich."

Deste stieß sie unsanft von sich.

„Lodovico!" rief Beatrice bestürzt. „Du zürnst mir. Ich kann aber wirklich nicht dafür, wenn . . ."

Sie hielt inne und senkte bescheiden den Blick, während ihre Wangen sich wiederum rötheten. Sie fürchtete, Lodovico möchte glauben, daß sie stolz darauf sei, eine Leidenschaft erweckt zu haben. Am liebsten hätte sie geschwiegen. Es schien ihr so unbescheiden, so eigenrühmig, selbst zu erzählen, daß sie geliebt werde, und doch widerstrebte es ihr, ein Geheimniß vor ihrem Gatten zu haben.

„Wenn . . .?" wiederholte Lodovico kalt.

„Wenn er . . . wenn er mich liebte, als ich noch nicht deine Frau war."

„Also schon damals!“ versetzte Deste mit unheimlicher Ruhe. „Und du riefst ihn trotzdem herbei! Ich . . .“

„Nein!“ unterbrach sie ihren Mann mit Lebhaftigkeit. „Als ich ihm neulich schrieb, wußte ich es nicht. Bei meiner Treue, ich ahnte nichts davon,“ betheuerte Beatrice in fast feierlichem Tone.

Wie helle Wuth kam es über Deste. Sein Gesicht glühte; seine Augen flammten wild auf. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er seinen Hut und stürzte aus dem Zimmer.

„Lodovico!“ rief die junge Frau, ihrem Gatten nacheilend. „Lodovico!“

Indeß konnte sie ihn nicht erreichen. Als Beatrice ins Freie trat, war Deste bereits hinter den Kirschlorbeerhecken verschwunden.

„Lodovico!“ rief sie noch einmal und begann zu laufen.

„Gute Nacht!“ gab er aus der Ferne zurück.

Müde lehnte Beatrice das Haupt an einen Baum, umschlang ihn mit dem bebenden Arme und starrte hinab in den dunklen Garten, wo die weißen Statuen, Geistern gleich, den Weg bezeichneten, welchen Lodovico soeben zurückgelegt.

„Ist's Eifersucht? . . . .“ dachte sie bei sich. Dann schüttelte sie leise den Kopf und kehrte langsam ins Haus zurück.

Fünftes Capitel.

Weiberkünste.

Acht Tage waren seit dem Gespräche der Fürstin Sagunta mit dem Maler Marques vergangen. Da fand zwischen dem Botschafter und dessen Gattin ein erregter Auftritt statt.

Der kleine Mann war in höchster Aufregung, mit geröthetem Gesichte und blitzenden Augen kurz nach dem Frühstück, das er wie gewöhnlich allein eingenommen, in das Musik-Boudoir, wo Fürstin Isidora jeden Mittag Siesta zu halten pflegte, gestürzt und hatte seine auf dem Divan ausgestreckte Gattin mit bebender Stimme gefragt, ob sie wisse, was die Leute von ihr sagten.

Die schöne Frau richtete sich langsam auf und betrachtete eine Weile schweigend ihren Gemahl. Er muß übermäßig getrunken haben, dachte sie, sonst würde er es nicht wagen, so vor sie zu treten, so mit ihr zu sprechen. Oder hatte Simon Marques geplaudert? . . . Was aber hatte er dem Fürsten gesagt?

Isidora hielt es für angezeigt, nicht eher zu sprechen, als bis Sagunta diese beiden Fragen selbst beantwortet haben würde. Wozu sich vertheidigen, da sie vielleicht gar nicht angeklagt war? Wenn man nicht weiß, wie man mit Einem daran ist, sollte man immer schweigen, oder von gleichgiltigen Dingen reden.

Die schlaue Frau drückte ihren schönen Kopf von neuem in die Kissen des Divans, schloß die Augen und fragte mit einem leichten Seufzer: „Was gehen mich die Leute an? „Ich kümmere mich stets sehr wenig um ihr Gerede, wenn ich aber Siesta halte . . ."

Der Fürst ließ sie nicht ausreden. Ihr Handgelenk fassend, sagte er gebieterisch:

„Richte dich auf, Isidora! Du kannst später schlummern, das heißt, wenn dein Gewissen es dir erlaubt. Jetzt mußt du mich anhören."

Isidora gehorchte und nahm die Stellung eines Opferlammes ein. Mit gefalteten Händen, geschlossenen Augen und in gerader Haltung saß sie da, einer unschuldig Angeklagten gleich.

Der Fürst ging aufgeregt im Zimmer auf und ab und theilte seiner Gattin stoßweise mit, daß die Leute sich erzählten, Marchesa Chiara Ripamonti nehme nicht freiwillig den Schleier; die Jesuiten zwängen sie, es zu thun, um irgend einen lichtscheuen Zweck zu erreichen.

Wäre ein scharfer Beobachter im Zimmer gewesen, so hätte er bemerkt, daß die Züge Isidora's anfangs einen unsichern, ängstlichen Ausdruck hatten, der sich aber allmälig

verlor und einem andern, einem sorglosen, fast heitern Platz machte.

„Mehr als Eine Dame aus der hohen Welt Roms," schloß Sagunta, vor Isidora hintretend, „soll sich den Jesuiten zuliebe an dieser schändlichen Intrigue betheiligen . . . Unter diesen Damen wirst auch du genannt, Isidora. Sage mir — ich bitte dich, sage mir — daß die Leute dich verleumden!"

Der Blick, mit welchem der Fürst diese letzten Worte begleitete, war ein durchdringender. Er schien in die Seele der Fürstin hinabtauchen zu wollen, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß in dieser Seele nichts Niedriges Raum finde, daß die Trägerin seines alten, edlen Namens an dieser gemeinen Cabale keinen Antheil habe.

Als die Fürstin erkannte, daß es sich „nur um diese Kleinigkeit" handle, fand sie den ihr eigenen, grenzenlosen Uebermuth wieder, welchen sie in der Angst, daß Sagunta um ihr Verhältniß zu dem spanischen Künstler wisse, auf Augenblicke verloren hatte. Sie erhob sich und fragte mit einem Tone, der halb ernsthaft, halb scherzend klang: „Wenn ich aber Nein sagte, Rodriguez, Fürst Sagunta y Margas? Wenn ich Ihnen feierlichst erklärte, daß die Leute mich nicht verleumden, daß ich ein Werkzeug der Jesuiten bin, was dann?" Wo ließ Fürst Sagunta die Feinheit, welche ihn zu dem vorzüglichen Diplomaten machte, der er war, als er seiner Gattin sagte, daß er Rom unverzüglich verlassen würde, wenn sich das Geschwätz der Leute als wahr erwiese?

„Dem Fürsten Sagunta y Margas gewährt die spanische Regierung Alles — du weißt es, Isidora!" fuhr der unkluge

Mann fort. „Ich würde um augenblicklichen Postenwechsel telegraphisch einkommen; man würde mir gestatten, sofort abzureisen . . . . Du wärest übermorgen nicht mehr in Rom!"

Isidora erschrak. Sie sah den Fürsten verwundert an. War das der kleine Mann, der ihr gegenüber stets so willenlos, so schwach gewesen? Sollte das, was man sich von den Saguntas erzählte, wahr sein, sollten sie sich wirklich in Löwen verwandeln, wenn es die Ehre gilt?

Sie konnte nicht glauben, daß dieser Sagunta jemals furchtbar werden könnte. Immerhin war es rathsam, ihm Sand in die dummen kleinen Augen zu streuen, sagte sich Isidora, ihm seinen Verdacht zu nehmen.

Ihre schönen weißen Hände auf seine Schultern legend, beugte sie sich zu ihm herab und blickte ihm fest in die Augen, während ihr schönes Antlitz den muthwilligen Ausdruck annahm, den man bei Kindern bemerkt, wenn sie irgend einen harmlosen Streich begangen haben.

Der Fürst athmete erleichtert auf. Er faßte ihre Rechte und sagte im innigsten Tone: „Du hast dich an dieser Intrigue also nicht betheiligt?"

Sie ließ ihm ihre Hand und schlang ihren linken Arm um seinen Hals. Dabei beugte sie sich noch tiefer herab, so daß ihr Athem ihn fächelte, ihre Wange die seine fast berührte, und nannte ihn, leise lachend, ein großes, einfältiges Kind.

Isidora war ungemein verführerisch, wenn sie so lachte. Diese leisen, hellen und doch gedämpften girrenden Töne waren zwar angelernt, aber sie klangen täuschend wahr. Die

Spanierin schien sie einer zauberischen Nixe abgehorcht zu haben, so nixenhaft, so bezaubernd und bestrickend wirkten sie, diese Töne.

Dieses Girren, sowie der süße Verbenaduft, welcher dem dunklen Haare und dem Gewande des schönen Weibes entströmte, betäubten Sagunta. Er führte die Hand, welche noch immer in der seinen ruhte, an die Lippen und drückte einen langen Kuß darauf.

Die spanische Regierung hätte diesen Diplomaten wohl bald in den Ruhestand versetzen müssen, wenn die Minister und Staatssecretäre, mit welchen er zu unterhandeln hatte, der schönen Isidora Sagunta y Margas gleichgesehen haben würden.

„Betheure mir, daß man dich verleumdet!" bat er und küßte nochmals ihre Hand, „ich finde sonst keine Ruhe, Isidora."

„Ist es wirklich nöthig, daß ich dies erst betheure?" entgegnete sie in schmachtendem Tone. „Glaubst du, eine Sagunta y Margas sei niedriger Handlungen fähig?"

Der Fürst war immer entzückt, wenn Isidora sich eine Sagunta y Margas nannte. Die stolze Bewegung des Hauptes, mit der sie diese Worte zu begleiten pflegte, stand ihrer königlichen Gestalt so wohl. Und heute sagte sie noch obendrein „du" zu ihm — eine Gnade, die sie ihm nur sehr selten erwies. Er lachte vergnügt, sagte, daß er von der Unschuld seiner edlen Isidora überzeugt sei, bat sie um Entschuldigung, daß er den Verleumdern Gehör geschenkt, und küßte von neuem ihre schöne Hand.

Die „edle Isidora" dachte unterdessen darüber nach,

wie sie am schnellsten der Gesellschaft des Herrn Gemahls loswerden könnte. Als dieser zu reden aufhörte, streichelte sie seine Hand und sagte: „Jetzt muß ich dich leider fortschicken, denn ich erwarte meinen Gesangslehrer. Er kann jeden Augenblick kommen. Nun ist aber der gute Jüngling ein Feind aller Begrüßungen und Complimente.“

„Begrüßungen? . . . Complimente?“ frug verwundert Sagunta. „Ich verstehe dich nicht.“

„Wenn du hier bliebest, müßte er dich begrüßen, sich nach deinem Befinden erkundigen, dir sagen, daß seine Schülerin, nämlich ich, erstaunliche Fortschritte im Singen mache . . . dergleichen bringt den armen Jungen in Verzweiflung; er liebt es, ins Zimmer zu stürzen, „Bonjour, Duchesse!“ zu rufen, sich ohneweiteres an den Flügel zu setzen und mich mit wahrem deutschen Eifer singen zu lehren. O, diese befangenen Germanen sind außerordentlich amüsant!“

Sie hatte den letzten Theil ihrer Rede durch eine allerliebste Pantomime ihrem Gemahl veranschaulicht und warf sich jetzt hell auflachend in einen Armstuhl.

Auch Sagunta lachte, obwohl ihm das „befangene Wesen“ des Capellmeisters niemals aufgefallen war. Isidora mochte Recht haben dachte er, sie kannte ihn ja besser als er.

„Dein Beobachtungs-Talent ist geradezu merkwürdig,“ rief entzückt der Fürst. „Von all' dem habe ich nichts bemerkt, ja mir war es immer, als bewegte sich der Capellmeister mit seltener Ungezwungenheit und Noblesse. Nun, ihr Frauen seht oft beim ersten Blick, was wir Männer

häufig erst nach jahrelangem Umgang bemerken. . . . Ich eile fort, damit ich den armen Jungen nicht außer Fassung bringe. Mir ist's, als hörte ich schon seine Tritte im anstoßenden Salon."

Er winkte mit der Hand und verließ das Gemach durch eine Seitenthür. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Portière des dieser Seitenthüre gegenüberliegenden Eingangs, und ein Diener führte den Capellmeister Johannes Röder ein.

Die Fürstin beantwortete die tiefe Verbeugung des Gesangslehrers mit einer vornehmen Bewegung des Hauptes, ohne ihre halb liegende Stellung aufzugeben. Sobald sich aber der Lakai entfernt hatte, streckte sie ihre Hand nachlässig aus und lächelte mit den Augen und mit den Lippen.

Johannes näherte sich. Indeß ergriff er die dargebotene Rechte der schönen Frau nicht, sondern verbeugte sich auf's neue, etwas minder tief als zuvor.

Isidora sprang auf. „Wie kalt, wie erfrierend kalt Ihr Wesen ist, Röder! Werden Sie denn nie aufthauen? Das Eis schmilzt doch auch in der Nähe des Feuers. Sollte Ihr Herz von Stein sein?"

Der Jüngling that, als habe er diese Worte überhört. Ruhig trat er an den Flügel, öffnete ihn und fragte, ob die Fürstin fleißig gesungen habe.

Die Augen der Spanierin flammten zornig auf. Liebte sie oder haßte sie ihn, diesen kühlen, bleichen Deutschen, der stets Herr seiner Gefühle war, den nichts außer Fassung brachte, weder ihr unzweideutiges Entgegenkommen, noch ihre ungestümen Zornesausbrüche? In diesem Augenblicke

glaubte Isidora, daß sie ihn hasse, ihn und jene Andere, die er liebte.

Wenn schöne oder auch unschöne Frauen einen Mann, dessen Herz sie zu erobern suchen, nicht zu bestricken vermögen, so sagen sie: Dieser Mensch liebt eine Andere! Dies dachte auch Fürstin Isidora. So lange Johannes ihr ausgewichen war, hatte sie gehofft, daß er sie für zu gefährlich hielt, um sich ihr zu nähern, und sie fand in diesem Glauben eine gewisse Genugthuung. Seit sie ihn aber dreimal in der Woche sah und er auch nicht einmal seine kühle, gemessene, höfliche Haltung aufgegeben, war in Isidora der Verdacht rege geworden, daß sein Herz einer Andern gehöre.

Sie wähnte, daß diese Andere Donna Chiara Ripamonti heiße — eine Muthmaßung, welche den Haß, den sie gegen das schöne Mädchen hegte, mächtig schürte. Noch hoffte sie, daß sie sich täusche und sie ward nicht müde, den Jüngling zu beobachten, Kreuz- und Querfragen an ihn zu stellen, in der Hoffnung, ihm irgend eine Bewegung abzusehen, ein Wort zu entlocken, was ihr verrathen hätte, ob und wen er liebe.

Johannes saß am Flügel und präludirte, während die Fürstin ein Notenbuch nahm und es auf das Pult stellte. Dann rückte sie einen Sessel herbei, setzte sich und fing an, vom gestrigen Wohlthätigkeits-Concert zu sprechen. Isidora zählte Diejenigen auf, welche sich eingefunden, und Diejenigen, welche ausgeblieben waren. Sie würzte ihre Plauderei mit spöttischen Bemerkungen über Diese und Jene und nannte endlich den Namen Chiara's, die, wie sie sich

ausdrückte, zu den Vermißten gehörte. Die Welt sei doch gar zu böse, fügte sie hinzu; man flüstere sich über die Zurückgezogenheit dieser jungen Dame Dinge zu, die eine anständige Frau nicht hören, geschweige wiederholen könne.

Der Jüngling war empört. Er vergaß die Mahnung des Spaniers, schnellte von seinem Sitze auf und bat die Fürstin mit zorniger Geberde, in seiner Gegenwart dieses frevelhaften Geredes nicht zu erwähnen. Er könne das nicht anhören.

Nur die vornehmsten Frauen-Naturen glauben daran, daß ein Mann die erste Beste in Schutz nimmt, wenn sie in seiner Gegenwart angegriffen wird. Indem er sie, die Angegriffene, vertheidigt, wird in den meisten Weibern der Verdacht aufsteigen, daß er sie liebe oder sich wenigstens für sie interessire. Denn sie glauben es nicht, daß es einen Mann peinlich berührt, auf eine Abwesende, ob er diese nun kenne oder nicht, schelten zu hören, schon weil sie in Folge ihrer Abwesenheit nicht im Stande ist, sich zu vertheidigen.

Chiara ist's und keine Andere! Weh' ihr! sagte Isidora bei sich, während sie sich zwang, süß zu lächeln und einen unendlich weichen Ton anzuschlagen. „Wie edel Sie sind!" sprach die Heuchlerin. „Wie bewunderungswürdig erscheinen Sie mir, wie verächtlich jene medisirenden Menschen, welche selbst eine Chiara Ripamonti mit ihrem Geifer zu besudeln wagen — dieses reine Mädchen, dieses unschuldsvolle Geschöpf! Ich liebe und schätze dieses Kind in hohem Grade und beklage, daß wir es so bald verlieren werden. Sie

wissen doch, daß Marchesa Ripamonti schon zu Pfingsten ins Kloster gehen wird?"

Sie war aufgestanden und zu dem Kamin getreten, über welchem ein großer Spiegel hing, der die Gestalt des Jünglings zeigte. Sie wollte sehen, welchen Ausdruck sein Antlitz bei jenen Worten annehmen würde, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Liebte er die dem Kloster Geweihte, so mußten diese Worte ihm ins Herz schneiden, ihm einen Schmerz verursachen, den er nicht zu verbergen suchen würde, glaubte er, sie sehe ihn nicht.

Johannes erwiderte, ihm sei der Entschluß Marchesa Ripamonti's, zu Pfingsten den Schleier zu nehmen, bekannt.

Die Fürstin blätterte in einem Pack Musikalien, welche auf einem neben dem Kamin stehenden Tischchen lagen, ihre Augen hafteten aber an der Gestalt Röder's im Spiegel. Sie sah, daß das Antlitz des Jünglings den Ausdruck gedankenvollen Tiefsinns trug — von der tödtlichen Blässe und dem schmerzlichen Zucken der Lippen, wie sie die eifersüchtige Frau erwartet, befürchtet hatte, auch nicht die geringste Spur.

Sie kann es nicht sein, dachte die Spanierin. Ist's eine Andere? Vielleicht täuschest du dich, vielleicht ist sein Herz dennoch frei! . . .

Und mit strahlender Miene kehrte sie an den Flügel zurück, stellte ein Heft auf das Notenpult und sagte in scherzendem Tone:

„Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr Lehrer!"

Es war Schubert's „Ungeduld". Dieses Lied, dessen Text die Fürstin für sich hatte übersetzen lassen, klingt in spanischer Sprache noch ungestümer als in deutscher. Unheimlich, schaurig klangen die mit gedämpfter Stimme gesungenen Worte der ersten Strophe:

„Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein;
Ich grüb' es gern auf jeden Kieselstein;
Ich möcht' es säen auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth . . ."

Lauter und immer lauter wurde ihre Stimme, rascher das Tempo, bis sie endlich mit dem „Dein ist mein Herz!", einem Schrei ungestümer Leidenschaft, schloß und erschöpft in einen Lehnstuhl sank.

Isidora hatte meisterhaft gesungen, und der Capellmeister überhäufte sie mit Lobsprüchen. Indeß war dieses Lob kein begeistertes; es entsprang nicht dem Gefühl, das die Spanierin in dem Jüngling zu erwecken gehofft. Es war lediglich das Lob, welches ein Lehrer seiner hoffnungsvollen Schülerin zu ertheilen pflegt, wenn diese Ungewöhnliches geleistet hat. Seine großen Augen sahen sie so ruhig an — die Fürstin suchte vergebens nach einem leidenschaftlichen Aufflammen in diesen kaltblickenden grauen Augen, die jetzt an ihr vorüberschweiften, um an dem tiefblauen Himmel zu haften, der sich strahlend und wolkenlos über den Spanischen Platz wölbte. Seine Finger spielten das wie Wagen rauschende Präludium der „Stella confidente", und diese Ton-Wellen trugen die Gedanken des Jünglings mit sich fort, brachten sie auf den Gianicolo, unter Lorbeer- und Magnolien-Bäume. Eine tiefe Sehnsucht erfaßte ihn, Sehn-

sucht nach der sanften, süßen Stimme, den seelenvollen blauen Augen der Herrin von Villa Deste. . . .

Grimmer Zorn röthete die Wangen der Fürstin; denn Johannes' träumerischer Blick verrieth ihr, daß seine Gedanken abwesend waren. Es überkam sie die Lust, den kaltsinnigen Menschen zu fragen, wie er es wagen könne, das zu ignoriren, was sie ihm doch so deutlich zu verstehen gegeben hatte — und das mehr als einmal — ob er nicht wisse, daß ein Weib ein solches Benehmen niemals ungestraft ließe, daß am allerwenigsten die Fürstin Sagunta y Margas dazu geneigt sei, ihm seine Gleichgiltigkeit zu verzeihen? . . .

Nur mit Mühe gelang es ihr, sich zu beherrschen. Und beherrschen mußte sie sich; sie mußte ihre Wuth im Zügel halten, um den Jüngling nicht zu verscheuchen. Er hatte ihr erst vor wenigen Tagen gezeigt, daß er nicht gesonnen sei, ihre Zornausbrüche zu ertragen, indem er sie mitten in ihrer heftigen, eifersüchtigen Rede unterbrach, um ihr zu sagen, daß er sich erlaube, sich zurückzuziehen, da sie heute offenbar zu dialektischen Uebungen und nicht zum Singen disponirt sei. Und der Trotzkopf war in Folge dessen ausgeblieben, so daß sie genöthigt gewesen war, ihn durch den Fürsten zurückrufen zu lassen.

Isidora zwang sich daher zur Ruhe und trat ans Clavier, um Roboudi's „Stella confidente" zu singen.

Als der letzte Ton dieses schönen Liedes verklungen war, faßte die Fürstin Johannes bei der Hand und zog ihn vom Flügel weg.

„Genug für heute!" sagte sie und ließ sich auf den

Divan nieder. Nehmen Sie Platz, Röder! Lassen Sie uns die übrige Zeit verplaudern!"

Der Capellmeister sah verstohlen hinüber zu der Kamin-Uhr. Es fehlte eine Viertelstunde auf Zwei. Er mußte also noch bleiben.

„Vor Allem sagen Sie mir, lieber Capellmeister," fuhr Isidora fort, nachdem Johannes sich auf einen ihr gegenüber stehenden Rohrsessel gesetzt hatte, „sagen Sie mir, ob es wahr ist, was die Leute sich erzählen, daß Sie in Bälde die höhern Weihen nehmen werden, daß Sie auf immer unser sein, und der Ewigen Stadt angehören wollen, und ob Sie nicht daran denken, in ihr Vaterland zurückzukehren? . . . Theilen Sie mir doch ihre Pläne mit, Röder!" sagte sie in einschmeichelndem Tone, „seien Sie gegen mich nicht so verschlossen! Sagen Sie mir, ob Sie den Aufenthalt in Rom lieben! Lassen Sie mich Ihre Vertraute sein!"

Johannes hätte ihr sagen mögen, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, sie und ihre adeligen Schwestern singen zu lehren. Er war gegen seinen Willen Roms Gesangslehrer à la mode geworden. In den aristokratischen Kreisen der Ewigen Stadt fanden sich mehrere Damen, welche der Königin der römischen Welt, der Fürstin Sagunta y Margas, Alles nachäfften, ihre Toiletten, ihre luxuriösen Gewohnheiten, ihr Lachen, ihren Gang, ihre Haltung. Diese konnten natürlich nicht existiren, ohne zu singen, sobald sie erfuhren, daß die spanische Gesandtin diesen „Sport" treibe. Einige begnügten sich mit dem ersten besten Gesanglehrer, die Uebrigen aber bestrebten sich, den Capellmeister zu bewegen, auch Ihnen Stunde zu geben. Er schützte vor, keine Zeit zu

haben. Da trat aber Cardinal Rota energisch auf und sagte in einem höchst ungnädigen Tone, daß Johannes sich seine Schülerinnen nicht auswählen dürfe, daß er entweder keine oder mehrere haben müsse. Der Jüngling verstand den Wink, wählte aber trotzdem letzteres, was dem Kirchenfürsten offenbar unangenehm war. Indeß zog Johannes es vor, diesem zu mißfallen, als Marchesa Chiara ganz den Händen Padre Benedetto's zu überlassen.

Wie sehr ihn dieser Gesangs-Unterricht langweilte, konnte Röder der Fürstin nicht sagen. Auch fiel es ihm nicht ein, sie zur Vertrauten seiner Pläne zu machen; er beantwortete daher ihre Frage mit einem Scherze. Er wisse nicht, was er zu thun gedenke, sagte er, er habe schon längst aufgehört, Pläne zu schmieden. Die von unsichtbaren Geistern gepeitschten Sonnenpferde der Zeit seien mit dem leichten Wagen seines Schicksals durchgegangen. Ob sie ihn zum Sturze oder in die Höhe führen würden, werde sich bald zeigen.

Isidora wechselte die Farbe. Der Verdacht, daß Johannes die junge Marchesa liebe, tauchte von neuem in ihr auf. Sie verstand Röder's Aeußerung dahin, daß er sich dem verwegenen Wunsche seines Herzens widerstandslos hingebe, daß er so vermessen sei, um die dem Kloster Geweihte, um die Erbin der unermeßlichen Ripamontischen Reichthümer zu werben, ein tollkühnes Unternehmen, das ihn entweder auf den Gipfel irdischen Glückes oder in den Abgrund tiefster Verzweiflung stürzen könne.

„Sie vergessen, Herr Röder, daß Sie bestimmt sind, Priester zu werden," sagte Isidora gedehnt. „Sie wissen

nicht mehr, was sich für einen Diener des Herrn geziemt. Aber so seid ihr," fuhr sie in höchster Aufregung fort, indem sie aufsprang und Johannes mit zornig blitzenden Augen ansah. „Alle seid ihr so, ihr vollkommenen Deutschen! So lange sich das Herz nicht regt, so lange euer Blut kalt bleibt, faselt ihr von Tugend und erhabenen Grundsätzen! Haben Sie nicht immer gesagt: Dieses oder Jenes schickt sich für einen Priester nicht? Damals hatte Ihr Herz keine heißen Wünsche; da war es leicht, den Priester zu spielen. Kaum regt sich aber das Herz, so wirft man die Maske über Bord und steht da als kühner Frauen-Eroberer. Pfui, ihr Heuchler!"

Der Capellmeister war aufgestanden. Jetzt verbeugte er sich und wandte sich zum Gehen. Er war leichenblaß; denn der Vorwurf der Fürstin traf ihn tief. Da sie keinen Namen genannt hatte, vermeinte er, sie wisse um seine Liebe zu Beatrice Deste, sie habe von dieser Liebe gesprochen. Furcht, Schrecken, Beschämung, all' das empfand er in diesem Augenblick. Sein ehrliches Herz pochte heftig. Er klagte sich einer großen Schuld an. . . . Die Liebe zu der Gattin eines Andern war ihm nie furchtbarer als in dieser Stunde erschienen, da er einsah, daß er der Verführung Stand gehalten, nicht weil die Fürstin einem Andern angehörte, sondern weil er sie nicht liebte.

„Ja, gehen Sie, Herr Capellmeister!" rief Fürstin Isidora mit Heftigkeit. „Es ist das Beste, was Sie thun können."

Und Johannes gehorchte.

Kaum war er hinter der Portière verschwunden, als

ein Lakai in den Saal trat, um der Gebieterin ein Billet zu bringen. Die Marchesa Ripamonti ließe anfragen, um welche Stunde Ihre Durchlaucht sie empfangen wolle.

Die Fürstin machte mit der Hand ein Zeichen, worauf der Diener sich geräuschlos entfernte. Mit nervöser Hast erbrach sie den Brief. Er war vom Cardinal Rota degli Aldofrandi. Während sie das Schreiben durchlas, wechselten Röthe und Blässe in ihrem Antlitz.

„Der Cardinal bietet mir ein Mittel, mich furchtbar zu rächen," frohlockte sie, während ein Strahl dämonischer Freude in ihren Augen aufblitzte. „Er ahnt nicht, daß er mir Waffen in die Hände gibt, welche dem Herzen seines Lieblings tiefe Wunden schlagen werden! . . ."

Sie klingelte. Der Lakai erschien von neuem.

„Sagen Sie dem Diener der Marchesa, daß seine Herrin sich nicht zu bemühen brauche! Ich werde zu ihr gehen. Und sehen Sie zu, daß sofort angespannt werde — die Silberschimmel à la Daumont!"

Sechstes Capitel.

Die Macht der Kirche.

Vor dem hohen Portale eines imposanten, von Bramante erbauten Riesen-Gebäudes, dessen schöne Façade aus Steinen vom Colosseum zusammengefügt war, welche die warme, braune Färbung der alten römischen Ruinen hatten, hielt ein elegantes Coupé.

Es war gegen 1 Uhr, also fast um dieselbe Zeit, da die im vorigen Capitel geschilderte Scene zwischen dem Fürsten und der Fürstin Sagunta stattfand. Eine in Schwarz gekleidete junge Dame stieg aus dem Wagen, huschte die zum Palastthore führenden Stufen hinan, ging an dem Fenster des Portiers vorüber und trat aus dem weiten, hohen Thorweg in den Hof.

Hier herrschte Todtenstille. Die Dame blickte spähend umher, als suche sie Jemanden. Dann bog sie das schöne Köpfchen vor, graziös wie ein lauschendes Vögelchen. Indeß regte sich nichts, weder unter dem Bogengange des Erdgeschosses noch unter dem des ersten Stockes.

Der Hof, ein von den vier Seiten des Palais eingeschlossenes Viereck, war ungemein schön, aber seine Schönheit wirkte verstimmend auf den Beschauer. Die Säulen, welche einst das alte Pompejus-Thor geziert hatten und jetzt die übereinanderragenden Arcaden dieses Hofes stützten, sahen feucht und moderig aus. Zwischen den eiförmigen Steinen, mit welchen er gepflastert war, wuchsen einzelne Grashalme; die marmornen Brunnen-Figuren schauten verschmachtend zu dem Löwenkopf empor, als bäten sie ihn, sie zu tränken, und der Löwe selbst schien in hohem Grade über seine vertrocknete Kehle ergrimmt zu sein. All' das bot einen trostlosen Anblick.

Die junge Dame wandte sich und schritt, leise zusammenschauernd, nach der linken Seite des Hofes, wo eine breite Steintreppe in das obere Stockwerk führte. Ein unangenehmer, feuchter, dumpfer Luftstrom wehte sie an. Fröstelnd zog sie ihren Mantel fester um sich und erstieg die Treppe.

Auf dem ersten Absatze bemerkte man an der Wand einen Briefbehälter, unter welchem die Worte standen: „Schriften für Se. Eminenz den Cardinal Rota degli Aldofrandi".

Die Dame las die Aufschrift, seufzte leise und schritt weiter. Im ersten Stock waren sämmtliche Thüren, die auf den Säulengang mündeten, wohl verschlossen, ja verriegelt. Vor einem Eingange hing aber eine jener schwerfälligen, wattirten, am untern Ende mit Schrot gefüllten Decken, welche in Rom während des Tages an Kirchen- und Bureau-Thüren angebracht sind, um das Geräusch, welches bei

häufigem Ein- und Ausgehen zu entstehen pflegt, etwas zu dämpfen.

Das junge Mädchen lüftete die Decke mit beiden Händen und stellte mit Mühe eine schmale Oeffnung her, durch welche es rasch hindurchschlüpfte. Der Vorhang schloß sich von selbst, fast ohne Geräusch.

Sie stand im Vorsaale des kirchenfürstlichen Appartements. Dem Eingang gegenüber, unter einem weit hervorspringenden Himmel und über einem zwischen zwei Fenstern stehenden Altar, hing ein hochrother Teppich, auf welchem das Wappen des Grafen Rota degli Aldofrandi prangte: ein geflügelter Löwe, eine stolze Burg und ein Schwert — darüber der Cardinalshut mit seinen Quasten und Schnüren, die sich um das Wappen schlängelten.

Den Altar, der von gewöhnlichem Holz war und nur an hohen Festen geschmückt wurde, umgab im Halbkreise ein schadhaftes Gitter. An den grauen, einst weiß angetünchten Wänden, um welche blau angestrichene Bänke liefen, hingen in wurmstichigen, schmalen, schwarzen Holzrahmen allerlei kirchliche Verzeichnisse: die Namen der mildthätigen Vereine Roms und der Mitglieder derselben, die ganzen und die halben Festtage des laufenden Jahres und die an diesen Feiertagen abzuhaltenden Messen; ferner bemerkte man an der Wand verzückte Heilige und trauernde Madonnen, deren Züge und Formen indeß kaum erkennbar waren, weil auf dem Glase, welches sie bedeckte, Spinnweben und Staub lagerten. Auch die Fenster mochten seit Jahren nicht mehr gereinigt worden sein. Die Scheiben derselben waren fast

undurchsichtig, so daß es geradezu unmöglich war, zu unterscheiden, ob draußen der Himmel grau oder blau sei.

In der Mitte des Raumes saßen vier Männer in gekrümmter Haltung um ein niederes Becken aus Messing, in welchem trotz der vorgerückten Jahreszeit ein Häuflein mit Asche bedeckter Kohlen lag, das der eine oder der andere dieser Diener hin und wieder zusammenschaufelte, um es kegelförmig zu erhalten und die glühenden Kohlen unter der Decke der Asche zu bergen. Ja, die Jahreszeit war vorgerückt. Draußen wehte die köstlichste Frühlingsluft; diese Alten wußten aber nichts davon; denn sie verließen nie das Palais und verbrachten ihr Leben in dem kirchenfürstlichen Vorsaal, wo die Luft sowohl im Winter wie im Frühling und Herbst dumpf und feuchtkalt war, so daß ein Kohlenbecken diesen alten, halberstarrten, mumienartigen Wesen nur erwünscht sein konnte.

„Se. Eminenz hat Besuch," brummte eine der Mumien, ohne aufzusehen. Er hatte einen Luftzug gespürt und schloß daraus, daß Jemand eingetreten sei.

„Ich werde warten, bis sich der Besuch entfernt hat," sagte die Dame leise. „Man darf doch warten?" . . . . . Es war das erstemal, daß sie sich allein unter fremden Menschen fand; sie fühlte sich befangen.

Bei dem ersten Wort, das sie hörten, blickten die vier Diener gleichzeitig auf die Dame, um sich allsogleich von ihren Sitzen zu erheben und sich zu verbeugen. Sie hatten in ihr die Aristokratin erkannt und zollten ihr den gebührenden Respect. Der Aelteste von ihnen humpelte nach der an der linken Seitenwand gelegenen Thür und bat die junge Dame,

in den Wartesaal zu treten. Sie ging hinein, und der alte Diener kehrte an seinen Platz am Kohlenbecken zurück.

Der innere Vorsaal war nicht minder düster als der äußere — dieselben trüben Fenster, dasselbe traurige Licht! Auch hier lagen Staub und Spinnengewebe auf den Möbeln und den Bildern. Hier aber standen statt der blau angestrichenen Holzbänke steife Sophas und Stühle an den Wänden umher; hier waren die Rahmen, der heilige Gegenstände darstellenden Bilder von verblichenem Golde und ein farbloser, abgenützter Teppich, der an mehreren Stellen lange Risse zeigte, bedeckte den marmornen Fußboden.

Die junge Dame setzte sich in die Ecke des zunächst der Thüre stehenden Sophas und betrachtete die sie umgebenden Gegenstände. Wie trostlos, unfreundlich, kalt und unheimlich war es hier! Sie schloß ihre Augen, lehnte ihr Haupt gegen den harten Rücken des Sophas und fing an zu sinnen. Bald rollten zwei große Thränen über ihre Wangen. . . .

Marchesa Chiara Ripamonti — denn sie war es — liebte den Luxus, in dem sie aufgewachsen war. Wie alle Römerinnen, hatte sie indeß einen entschiedenen Hang zur religiösen Schwärmerei. Bevor sie Alfonso Sant' Anna kennen und lieben gelernt, hatte sie oft, in die weichen Kissen ihres Divans zurückgelehnt, mit offenen Augen von den Märtyrinnen geträumt, hatte diese darum beneidet, daß sie für ihren Glauben sterben durften. Für die Religion zu sterben, das war heutzutage nicht möglich, dachte sie, aber man konnte ihr ja sein Leben weihen! Gab es Schöneres, Erhabeneres, als nur dem Heiland zu leben, ihn tagelang

anzubeten, nichts zu besitzen als ihn und einen Betstuhl? . . . Nach diesen religiösen Schwärmereien, welche gewöhnlich die in angenehmem Halbdunkel verbrachte Siesta verschönerten, fuhr die kleine, lebensfrohe Aristokratin auf den Pincio, wo die elegante Welt Roms versammelt war, ließ sich von ihrem Vater die Taschen mit Bonbons füllen, die sie dann mit kindlicher Gier verzehrte, besuchte ihre Armen, beschenkte diese reichlich und fühlte dabei, daß es doch höchst angenehm sei, Geld zu besitzen, weil man den Unglücklichen helfen könne. Dann kehrte sie nach Hause zurück, berührte fast nichts von den zehn Gängen, welche bei Tisch aufgetragen wurden, freute sich aber des herrlichen silbernen Tischgeräthes, des taghell erleuchteten, prächtigen Speisesaales, der fröhlichen Gesichter und des heitern Gesprächs der geladenen Gäste. Und dann kam noch vollends die L.ebe, welche ihrer glücklichen Existenz die Krone aufsetzte. Die ascetischen Träumereien auf dem Divan mit den weichen Kissen hörten auf; die angehende Märtyrin flüsterte leise den Namen „Alfonso"; sie dachte nur noch an ihn, und wünschte zu leben, um lieben zu können, zu lieben, um leben zu können.

Ihr Verhängniß wollte aber, daß sie das erträumte ascetische Leben führen solle . . . auf immer?

Die Probe allein hatte die zarte, holde Röthe ihrer Wangen verweht. Die arme Libelle! Sie war so blaß geworden; ihr einst so süßer Mund drückte jetzt herben, bittern Schmerz aus, und die wunderbaren tiefblauen Augen glühten wie im Fieber.

Stundenlang war sie in der Kirche auf ihren Knien

gelegen; sie hatte die Nächte betend verbracht, die Religion vermochte sie aber nicht zu trösten über den Verlust, den ihr Herz erlitten hatte; die Kirche konnte ihr keinen Ersatz dafür bieten, daß sie den Mann, den sie voll und heiß geliebt hatte, den sie noch immer voll und heiß liebte, verachten zu müssen glaubte.

Mußte sie ihn verachten? Hatte Röder oder Padre Benedetto Recht? . . . O daß jener die Wahrheit spräche und dieser löge! . . . „Aber nein, ein frommer Priester kann nicht lügen!" sagte Chiara bei sich. Ach, wenn er es könnte! Wie glücklich wäre sie gewesen! Die junge Römerin war gewohnt, den Winken ihres Beichtvaters blindlings zu folgen, all' seinen Worten Glauben zu schenken, so daß sie nicht wagte, an dem zu zweifeln was er ihr von Alfonso gesagt. Es hatte Padre Benedetto nur wenig Mühe gekostet, Chiara dazu zu bewegen, der Welt zu entsagen. Diese Welt enthielt für sie ja nur Einen, und diesen Einen hatte sie verloren. Die Menschen konnten ihr nichts bieten als Mitleid und Theilnahme — ein schwacher Trost für ein liebekrankes Herz!

Wiewohl die Unglückliche dem Padre Benedetto nichts von dem sagte, was in ihrer Seele vorging, so hatte der schlaue Jesuit dennoch errathen, daß sie von der Schuld des Marchese Sant' Anna nicht voll und ganz überzeugt sei. Dies ergab sich schon daraus, daß sie weder durch Bitten noch durch Drohungen dazu zu bewegen war, ihren Gesangslehrer zu entlassen, der ja ein offenkundiger Freund des fernen Geliebten war. Sie sängen nur Kirchenlieder, sagte Chiara, das sei nicht unschicklich für eine zukünftige

Nonne, und sie werde um keinen Preis diese religiös-musikalischen Uebungen unterlassen.

Und der Pater ließ sie gewähren. Er hatte von seinen Vorgesetzten den Befehl erhalten, Marchesa Chiara Ripamonti die Ueberzeugung beizubringen, daß Alfonso Sant' Anna sie nicht liebe, daß er ein sittenloser Dandy sei. Er war redlich bemüht gewesen, seine Aufgabe zu erfüllen. Als er aber merkte, daß ihm dies nur übel gelungen war, rieth er dem Mädchen plötzlich, sich zu dem Cardinal Rota degli Aldofrandi zu begeben. Seine Eminenz kenne den Marchese wohl, fügte der listige Pater hinzu, und könne ihrem Zustande schwankender Ungewißheit ein Ende machen.

Chiara erschrak heftig über diese Worte, die ihr sagten, daß Padre Benedetto in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche gelesen hatte. Sie betheuerte, daß sie schon längst nur an den Himmel denke, ging aber trotzdem noch am selben Tage zu dem Cardinal. Ach, sie wußte ja nicht, daß er der Urheber ihres Unglückes war! Sie hatte die felsenfeste Ueberzeugung, daß der aristokratische Fürst der Kirche nicht lügen, nicht verleumden könne. Ihn wollte sie fragen, ob Sant' Anna schuldig sei, und wenn er erwiderte: „Liebe ihn nicht! Er ist deiner nicht werth," so wollte sie ihm glauben, ihm gehorchen.

Die Kanzlei des allmächtigen Cardinals befand sich im apostolischen Palaste. In seiner Privatwohnung suchten nur Einzelne den Kirchenfürsten auf, weil er bloß des Nachts oder zu den Mahlzeiten daselbst anzutreffen war und nur höchst selten die Gewogenheit hatte, bei sich Besuche zu empfangen.

Das wußte Donna Chiara. Sie hoffte indeß, daß Seine Eminenz sie nicht fortschicken werde. Der Kirchenfürst mußte ja errathen, daß Marchesa Ripamonti, die angehende Nonne, ihn in seiner Privatwohnung aufsuche, weil sie sich scheue, den menschenerfüllten apostolischen Palast zu betreten. . . .

„Wollen Vossignoria mir gütigst Ihre Karte geben," sagte der eintretende alte Diener, nachdem sich ein Geistlicher, der aus dem Cabinet des Cardinals kam, entfernt hatte. „Seine Eminenz ist jetzt allein."

Das junge Mädchen reichte ihm ihre Karte hin. Er nahm das Blättchen, las den Namen, der darauf stand, und ging.

Einige Secunden später kehrte er zurück und bat die Marchesa, ihm zu folgen.

Sie durchschritten mehrere Räume. Damastene, verblichene und geschwärzte Draperien bedeckten die Wände derselben; schwerfällige Möbel aus Mahagoniholz mit überladenen Verzierungen, die ihre Vergoldung verloren hatten, standen traurig umher, und die krystallenen Kronleuchter zitterten und klingelten bei jedem Schritt und flimmerten mit düsterm, erblindetem Glanz.

Der moderige Geruch, welcher die Luft dieser Säle erfüllte und von den alten, in Leder gebundenen Büchern der Bibliothek herrührte, beklemmte Chiara's Brust. Ihr Herz drohte zu zerspringen, denn sie dachte mit Bangen an den gewaltigen Porporato, vor dem sie jetzt erscheinen sollte.

„Seine Eminenz läßt Euer Gnaden bitten, sich hier niederzulassen," sagte der Diener und ging. Die Marchesa

befand sich in einem kleinen Gemach, in einer Art Boudoir.

Welch' ein Boudoir! An den Wänden hingen eingerahmte Stickereien, das Paradies und die Hölle darstellend; auf Sopha-Kissen und Tischdecken prangten verschiedene Heilige und Märtyrer, von zarten Damenhänden gestickt; im Glasschranke eine Menge reicher, aber höchst geschmackloser Altardecken nebst vielen Sträußen aus künstlichen Blumen, goldene und silberne Kelche und kostbare, von Juwelen blitzende Heiligenschreine; auf Tischen und Etagèren broncene und marmorne Statuetten von Heiligen und Märtyrern; ferner einige Zeitungen, erbauliche Bücher und jesuitische Flugschriften, mit Einem Worte: es war ein Raum, der die devoten Besucher Se. Eminenz entzückte, der aber ein spöttisches Lächeln auf den Lippen Derjenigen hervorrief, welche wußten, daß der Cardinal eine Künstlernatur war, daß die Villen und Paläste, die er in Ober-Italien und im Auslande besaß, mit den herrlichsten Kunstwerken alter und neuer Meister ausgestattet waren.

Cardinal Rota paradirte in der That mit diesen geschmacklosen Gegenständen. Er betrachtete sie als eine Art Uniform, deren er den bigotten Römern gegenüber ebensosehr bedurfte wie seines schwarzen, rothverbrämten Talars und seiner scharlachenen kirchenfürstlichen Kappe.

Die fromme Römerin warf einen scheuen, ehrfurchtsvollen Blick auf den mit kirchlichen Geräthen angefüllten Glasschrank und ging in eine Ecke des Zimmers, wo sich ein auf schwerfälligen Alabaster-Wolken knieender vergoldeter Heiland befand. Vor diesem unschönen Machwerk warf sich

Chiara nieder und fing an, inbrünstig zu beten: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!" . . .

Sie bemerkte nicht, daß der Cardinal ins Zimmer trat. Rota blieb stehen und betrachtete die junge Römerin mit der befriedigten Miene eines Staatsmannes, der wahrnimmt, daß seine Politik die schönsten Blüthen treibt. Indeß veränderte sich der Ausdruck seiner Augen, als Chiara sich erhob und ihm ihr so bleiches, gramvolles Antlitz zuwandte. Jetzt blickte der Porporato mit warmer Theilnahme auf das Mädchen.

Wäre Chiara nicht schön gewesen, so hätte sie dem Cardinal weder Mitleid noch Theilnahme eingeflößt; denn das Leiden unschöner uninteressanter Menschen rührte Seine Eminenz nicht. Weil aber die Marchesa schön und interessant war, bewegte der Schmerzensausdruck ihrer Züge den Kirchenfürsten. Der einstige Soldat schämte sich der unmännlichen That, die er begangen; er bereute es, das Glück eines unschuldigen, lebensfrohen Kindes zerstört zu haben. Früher mochte er wohl so Manchen niedergeschossen haben, der das Glück eines Mädchens gewesen. Das war aber im offenen Kampfe, im Kriege geschehen, und nicht planmäßig, auf tückischen Schleichwegen . . .

Welch' ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Der Porporato fuhr sich mit der rechten Hand über die Stirne und ging mit langsamen Schritten auf die junge Marchesa zu.

Es lag viel Wärme in dem Tone, mit welchem Cardinal Rota die junge Römerin fragte, was er für sie thun könne.

Sie ergriff seine Hand, küßte sie und versuchte zu sprechen, doch die Angst vor dem hohen geistlichen Würdenträger mit den großen, durchdringenden, sie fixirenden Augen schnürte ihr die Kehle zu. Sie erröthete und senkte den Blick zu Boden.

Der Kirchenfürst führte sie zu einem Sitze. „Nehmen Sie Platz, mein liebes Kind!" sagte er freundlich, indem er sich setzte.

Chiara gehorchte, ohne den Blick zu erheben und ohne zu sprechen.

„Womit kann ich Ihnen helfen, mein Kind? Sie sehen bleich und leidend aus. Erinnern Sie sich, daß es kein Leiden gibt, welches die Kirche nicht zu lindern vermöchte!"

Er hatte diesmal mit Salbung gesprochen, um dem zitternden Mädchen Muth einzuflößen. Rota haßte diesen salbungsvollen Ton, der zu seiner stolzen männlichen Erscheinung schlechterdings nicht paßte. Auch schlug er ihn sonst nur Betschwestern und Kindern gegenüber an, bei denen, wie er wußte, der ihm eigene gebieterische Ton nichts verfing, der sie vielmehr einschüchterte und verstummen ließ.

Die salbungsvollen Worte hatten auch heute die erwünschte Wirkung. Chiara wagte es, nachdem der Cardinal dieselben gesprochen, die Augen zu ihm aufzuschlagen und ihn vertrauensvoll anzublicken. Sah er doch um zehn Jahre älter aus, wenn er den Seelenhirten spielte.

„Ach, Eminenz," flehte das Mädchen mit gefalteten Händen, „stehen Sie mir bei!"

„Die Kirche hilft den Bedrängten gern," erwiderte Rota in demselben salbungsvollen Tone. „Klagen Sie mir

Ihre Noth, Chiara Ripamonti! Ich will Ihnen im Namen der allbarmherzigen Kirche nach Kräften beistehen. Der Herr wird seinen Knecht erleuchten, auf daß meine Worte Ihnen Muth und Trost einflößen."

Chiara warf einen Blick voll des innigsten Dankes auf den Porporato. „Ich bin gekommen, Eure Eminenz zu fragen, ob ich ..." hier stockte sie, indem sich eine tiefe Röthe über ihr schönes Antlitz breitete.

„Ob Sie ...?"

Das Mädchen fühlte, daß der Blick des Kirchenfürsten auf ihm ruhte. „Ob ich den Marchese Sant' Anna lieben darf, ob ich ihn verachten muß," sagte sie leise, kaum hörbar.

„Marchesa!" rief überrascht der Cardinal, der zum erstenmale in seinem Leben nicht wußte, was er sagen solle.

Chiara brach in Thränen aus und schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Beruhigen Sie sich vor Allem, fuhr der Kirchenfürst in ernstem, fast strengem Tone fort. „Dann aber erklären Sie mir die seltsame Frage, die Sie eben an mich richteten!"

Sie trocknete ihre Thränen und bat den Cardinal, sie geduldig anzuhören. Es peinige sie der Gedanke, sagte Chiara, daß sie dem Marchese für den Fall, seiner Unschuld, ein bitteres Unrecht zufüge, wenn sie, statt seine Gattin zu werden, was sie ihm ja feierlichst versprochen habe, in ein Kloster träte. Sie erzählte, wie sie früher den Wunsch gehegt, des Himmels Braut zu werden, wie dieser Wunsch aber später durch einen andern verdrängt worden sei, nämlich durch den, die Lebensgefährtin des Mannes zu

werden, den sie so innig liebte, der auch sie liebte oder zu lieben vorgab.

„Ach, wie unaussprechlich glücklich hoffte ich zu werden und wie namenlos elend bin ich geworden! Denn man sagt, Alfonso sei nicht werth, daß ich ihn liebe; man verlangt von mir, daß ich ihn verachte, daß ich mich von ihm wende . . . Hochwürdiger Herr! Sie kennen ihn wohl — sagen Sie mir, ob Alfonso meine Verachtung verdient!"

„Wenn ich Sie anders recht verstehe, Marchese Chiara Ripamonti," sagte der Cardinal mit erfrierend kalter Stimme, „so ist Ihr Entschluß, den Schleier zu nehmen, kein unwiderruflicher? . . . Sie würden nicht ins Kloster gehen, wenn Sie erführen, daß der Marchese Ihrer werth sei?"

Chiara erbebte. Wie fürchterlich erschien ihr der Ton seiner Stimme! Sie vermeinte, der Porporato zürne ihr, weil sie den weltlichen Wunsch hegte, nicht eine Himmelsbraut, sondern ein liebendes Weib zu werden. Demüthig sank sie auf die Kniee nieder und bat:

„O, verzeihen Sie mir, gnädigste Eminenz! Sie ahnen nicht, wie überwältigend das Gefühl der Liebe ist! Wenn ich bete, flüstern meine Lippen unwillkürlich den Namen des geliebten Mannes; im tiefsten Dunkel wie am hellen Tage taucht seine Gestalt vor meinen Augen auf; meine Gedanken sind stets bei ihm; immer verfolgen mich seine blauen, treuen, ach so lieben Augen und blicken mich so vorwurfsvoll an, als wollten sie mir sagen: „Du kniest am Fuße des Altars und gedenkst dich dem Himmel zu weihen? . . . Wie kannst du das, da du dich mir zu eigen gabst?"

„Wie können Sie es wagen, auf den Stufen des Altars solchen Gedanken nachzuhängen?" fiel der Kirchenfürst ihr in einem Tone in die Rede, der ernsthaft aber nicht unfreundlich war. „Haben Sie nie daran gedacht, daß es sündhaft ist, an geweihter, heiliger Stätte von irdischer Liebe zu träumen? Und Sie träumen noch dazu von der Liebe zu einem Manne, an dessen Ehrenhaftigkeit Sie zweifeln — ein doppeltes Vergehen!"

„Ein schweres Vergehen," erwiderte Chiara mit gesenktem Haupte. „Ich bekenne reumüthig meine Schuld. . . . Indeß trifft mich nur der erste Theil Ihrer Anklage, Hochwürden. In der Kirche steigt kein Zweifel über Alfonso's Ehrenhaftigkeit in mir auf; dort ist es mir, als könne eine so reine, so mächtige Liebe wie die meine nicht einem Unwürdigen gelten. Zu Hause aber, wenn ich höre, daß ihn die Welt schmäht, da nagen die bösen Zweifel an meinem Herzen."

„Und diese vermochten Sie, den Entschluß zu fassen, in ewig klösterlicher Eingezogenheit zu leben? . . ."

„Ja, Eminenz," entgegnete das Mädchen mit leiser, fast unvernehmbarer Stimme. „O, wie bereue ich es, diesen unseligen Entschluß gefaßt zu haben, ehe ich Euer Eminenz fragte, was ich glauben, was ich thun solle! Doch ist es noch nicht zu spät; noch bindet mich kein Gelübde. Entscheiden Sie, hochwürdiger Herr, über mein, über unser Schicksal! . . . Ist Alfonso Sant' Anna würdig, der Gemahl Chiara Ripamonti's zu werden? . . . Was soll ich aus der Hand des Priesters nehmen — den Schleier oder die Myrthe? . . .

Ich will Euer Eminenz gehorchen, was immer Sie mir befehlen werden."

Der Cardinal hob das weinende Mädchen vom Boden auf und nöthigte es, sich auf den Fauteuil niederzusetzen, den er vor wenigen Secunden verlassen hatte. Dann ging er mit verschränkten Armen und gedankenvoller Miene im Zimmer auf und ab. Ein Wort aus seinem Munde — und dem ***Kloster fiel das immense Ripamonti'sche Vermögen zu. . . . Dieses eine Wort vermochte er aber in seiner jetzigen Stimmung nicht auszusprechen. Seine Eminenz der Cardinal Rota degli Aldofrandi hatte Augenblicke, in welchen er nur Graf Aldofrandi, ein loyaler, altritterlicher Edelmann war, wo er völlig vergaß, daß er es sich zur Lebensaufgabe gestellt, immer die Interessen der Kirche zu fördern, gleichviel durch welche Mittel. In solchen Augenblicken konnte er edel handeln oder, um richtiger zu sprechen, edle Handlungen planen; denn man ließ ihm nur höchst selten Zeit, dieselben auszuführen. Gewöhnlich kam eine Meldung, eine Depesche, ein Schreiben, die ihn daran erinnerten, daß er eine große Sache fördere, zu deren Gunsten er die Leiden der Einzelnen zu übersehen pflegte, wenn aus diesen Leiden irgend ein Nutzen für die Kirche zu ziehen war.

So geschah es auch heute. Eben war der Cardinal im Begriff, der Marchesa Ripamonti zu sagen, daß er ihrem Geliebten die Erlaubniß ertheilen wolle, nach Rom zurückzukehren, damit sie mit ihm sprechen, ihn ins Verhör nehmen könne, als der Caudatar ins Zimmer schlich. Der kirchenfürstliche Schleppträger meldete dem Porporato im Flüstertone, daß Carli und Capitän Testaferrata Seine

Eminenz in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschten.

Der Kirchenfürst zog die Augenbrauen zusammen, wie es seine Gewohnheit war. Carli war der Chef seiner Privat-Spione, ein in seiner Art unschätzbarer Mensch. Was mochte geschehen sein?

Rota bat die Marchesa, ihn auf einige Minuten zu entschuldigen, und eilte in sein Cabinet.

„Was haben Sie mir zu sagen?" fragte er den Capitän der „Beata Maria", der in unmittelbarer Nähe der Thüre stand, während sich der Polizei-Agent in der Fenstervertiefung befand.

„Euer Eminenz werden mich entschuldigen," stotterte der tapfere Capitän der „Beata Maria", „obwohl es unverzeihlich ist, Sie in Ihrer Privatwohnung . . . ."

„Zur Sache!" unterbrach ihn der Cardinal. „Fassen Sie sich kurz — ich habe keine Zeit zu verlieren."

Testaferrata verbeugte sich tief und sagte dann mit gedämpfter Stimme und komisch-wichtigem Gesichte: „Ich habe in Fiumicino einen wunderbaren Fang gemacht, Eminenz, einen Diplomaten, einen auswärtigen Gesandten habe ich dort aufgefunden, der an der Tibermündung, wie er sagte, Schiffbruch erlitten. Er bat mich, ihn nach Rom zu bringen, wo er im Auftrage seiner Regierung sich bei Sr. Heiligkeit Gehör verschaffen müsse. . . . . Ich schätze mich glücklich . . . ."

„Wo ist der Gesandte?" unterbrach ihn wiederum der Kirchenfürst mit ungeduldiger Geberde.

„Wo er ist?" stammelte der Capitän in sichtlicher Verlegenheit. „Ich weiß es nicht, Eminenz; er sagte mir nicht, in welchem Hotel er wohnen würde. Als wir in Rom anlangten, verließ er die „Beata Maria" . . . ."

Testaferrata hielt inne; denn der Cardinal hatte ihm durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, daß er genug von der Sache wisse.

„Verlassen Sie mein Haus nicht eher, als bis ich es Ihnen gestatte!" befahl Rota, indem er eine kleine, auf seinem Arbeitstisch stehende silberne Glocke bewegte und den Capitän mit einer Handbewegung entließ.

Dieser verbeugte sich und ging.

Jetzt verließ Carli die Fensternische, näherte sich in ehrerbietiger Haltung dem Cardinal und meldete: „Eminenz, der Marchese Alfonso Sant' Anna ist seit einer Stunde in Rom."

„Es ist gut," sagte Rota mit vollkommener Ruhe. „Lassen Sie ihn bewachen! — Sie können gehen."

Der Polizei-Agent schritt unter fortwährenden Verbeugungen nach der Thür. Als er gegangen war, ließ der Kirchenfürst den Capitän von neuem vor.

„Sie haben eine große Dummheit begangen, Herr Capitän Testaferrata," begann Rota in ungnädigem Tone. „Ihr Diplomat ist kein Anderer als Marchese Sant' Anna. Was sagen Sie dazu?"

Testaferrata verfärbte sich.

„Sie hatten nichts zu thun, als Acht darauf zu haben, daß der Marchese nicht vom Flusse her in die Stadt käme," fuhr der Cardinal mit grollendem Ernste fort, „und nun bringen

Sie ihn selbst nach Rom! .... Ein berühmter Ausspruch lautet: Nur nicht allzuviel Eifer! Denken Sie häufig an diese Worte, und erinnern Sie sich, daß Sie die längste Zeit Capitän der „Beata Maria" gewesen sind, wenn Sie noch einen dummen Streich machen."

Der Capitän trat wankenden Schrittes zu dem Kirchenfürsten und faßte seine Hand, um sie zu küssen. Rota aber entzog sie ihm und wies auf die Thür. Testaferrata verneigte sich bis zur Erde, murmelte etwas von Vergebung und ewiger Dankbarkeit und schwankte hinaus.

Erst jetzt, wo der Cardinal allein war, verriethen seine Züge, daß die Rückkehr Sant Anna's seinen Unwillen erregt hatte. Er zog die Brauen finster zusammen und ging sichtlich erregt im Zimmer auf und ab.

„Welche Frechheit, ohne Erlaubniß zurückzukehren!" rief er mit Entrüstung. „Uns will er die Stirne bieten — uns? Der Vermessene! Er soll erfahren, daß wir uns nichts abtrotzen lassen, am allerwenigsten die Hand einer dem Himmel Geweihten. Wenn er glaubt, daß die Macht der Liebe stärker ist als die Gewalt der Kirche, so täuscht er sich. Jetzt muß Donna Chiara ins Kloster, schon um des guten Beispiels halber. Ihn zurückrufen, ihm gestatten, daß er die reiche Erbin freie — das war möglich, da er aber so dreist war, gegen unsern Willen zurückzukehren, müssen wir ihn bestrafen. Thäten wir es nicht, so versuchten morgen hundert Andere, unsern Winken, unseren Befehlen Widerstand zu leisten. Er soll sich die Braut weder erlisten noch ertrotzen. . . . Vor Allem muß das Mädchen

von seiner Schuld überzeugt werden. Das soll ein Weib übernehmen. Frauen sind ja Meisterinnen in der Kunst, einander zu quälen. Ich . . . überhaupt kein Mann vermöchte diesen Act der Grausamkeit zu vollführen. Sie ist wie geschaffen dazu. . . .“

Und er kehrte mit festem Schritt in das Gemach, wo das junge Mädchen weilte, zurück.

„Es thut mir herzlich leid, Marchesa Chiara Ripamonti,“ sagte er der ängstlich zu ihm Aufschauenden, „daß ich nicht im Stande bin, die Frage zu beantworten, welche Sie vorhin an mich richteten. Ich müßte Ihnen Dinge mittheilen, welche Sie von Männerlippen ungern hören möchten. Eine aus Ihrem Geschlechte wird Ihnen Ihre Lage besser erklären können, als ich es zu thun vermöchte. Gehen Sie zu der Fürstin Sagunta y Margas! Das ist eine Dame, welche die Welt kennt, eine gute Katholikin! Sie wird Ihnen Alles mit Schonung sagen. Gehen Sie noch heute zu ihr — die Ungewißheit ist ja unerträglich. Damit Sie aber Ihre traurige Geschichte nicht noch einmal zu erzählen haben, werde ich der Fürstin schreiben, was Sie von ihr verlangen. Bitte, setzen Sie sich! Der Brief wird in wenigen Minuten geschrieben sein.“

Ohne auf eine Erwiderung von Seiten des Mädchens zu warten, ging der Cardinal von neuem aus dem Zimmer.

Bei der Nennung der Fürstin war Chiara vor Schreck zusammengefahren. Die Spanierin gehörte ja zu Denen, welche den Geliebten schmähten. Was sie von dem Marchese Alfonso dachte, hatte das arme Mädchen an jenem unseligen Tage des Wohlthätigkeits-Bazars mit blutendem

Herzen vernommen. Zu sterben schien der Unglücklichen leichter, als zu dieser Frau zu gehen, die ihr schon einmal — eben damals im Palazzo Senatorio — so unsagbar weh gethan. Und doch fehlte ihr der Muth, dem Cardinal zu sagen, daß sie ihm nicht gehorchen könne, daß er sie zu einer Folter verurtheile, die zu ertragen sie nicht im Stande sei.

Regungslos stand sie in der Mitte des Raumes und starrte mit irrem Blick ins Leere.

Man muß den Einfluß kennen, welchen die Priester damals auf die Römer, namentlich auf die Römerinnen, ausübten, um zu begreifen, daß sich Chiara Ripamonti dieser Marter ohne Aufschub unterzog.

Der Cardinal kam mit ehernem Gesichte zurück und reichte Chiara den Urias-Brief. Sie nahm denselben, küßte des Cardinals Hand, dankte ihm, daß er ihr Gehör geschenkt, und verließ dann, vom Caudatar bis in den äußern Vorsaal geleitet, den Palast Aldofrandi, um zu der Fürstin zu fahren und dieser das Schreiben des Kirchenfürsten durch einen Lakai zu übergeben. Nachdem ihr derselbe gemeldet hatte, daß seine Gebieterin sich unverzüglich zu ihr, der Marchesa, begeben werde, fuhr Donna Chiara nach Hause.

Eine Stunde später schwebte Fürstin Sagunta in das Boudoir der jungen Römerin. Sie küßte Chiara auf's zärtlichste, blickte sie mit mitleidsvollen Augen an, seufzte und sank auf ein Sopha.

Chiara bewegte die Lippen, als wolle sie etwas sagen, allein die Gesandtin ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Still, still, Kind!“ sagte Isidora mit weicher Stimme, indem sie Chiara's Hand erfaßte. „Ich weiß Alles,

Alles — ersparen Sie sich den Schmerz, Ihre Leidens- und Liebesgeschichte zu wiederholen! Nur Eines sagen Sie mir: Glauben Sie, daß der Marchese Sie jemals geliebt hat, daß er Sie noch liebt?"

Chiara hatte der Fürstin die Hand entzogen; sie schwieg einen Augenblick; dann entgegnete sie leise: „Ob er mich geliebt hat? Weiß ich es denn? . . . Ich glaubte es. Jetzt haben mich die Menschen verwirrt — ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. O, es wäre furchtbar, wenn ich ihm Unrecht thäte."

Sie sank in einen Fauteuil und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Armes Kind! Wie gut, wie lieb Sie sind!" rief die Fürstin in wehmüthigem Tone. „Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, süße, gute Chiara; denn er ist Ihrer Liebe nicht würdig. Kein Mann ist übrigens werth, von einem so reinen, so vollkommenen Wesen wie Sie geliebt zu werden. Sie sind ein unschuldiges Geschöpf, das keine Ahnung hat, was für Ungeheuer die Männer sind. Sprechen Sie ein Dankgebet, daß Ihnen die heilige Jungfrau Jemanden zusendet, der Ihnen die Augen öffnet, auf daß Sie erkennen, welch' einem Elend Sie entrinnen, wenn Sie die Braut des göttlichen Heilands, des einzigen Trostspenders, werden!"

Die Fürstin verstand sich darauf, Seelen auf die Folter zu schrauben. Arme Chiara! Sie saß wie eine zum Tode Verurtheilte der sich an ihrem Schmerze weidenden Spanierin gegenüber, die Hände vor dem Antlitz, den Oberkörper vorgebeugt. Ein verhaltenes Schluchzen drängte sich aus ihrer Brust hervor.

Isidora lächelte schadenfroh und ging ans Werk. Sie hatte ja eine schwere Aufgabe. In wenigen Minuten — länger würde das blasse Mädchen die Marter nicht aushalten, dachte die Fürstin — in wenigen Minuten mußte sie Chiara jeden Schimmer von Hoffnung auf Glück rauben, mußte sie dieselbe überzeugen, daß der Marchese ein gemeiner Libertin sei, dessen Gattin sie nicht werden dürfe.

Eine teuflische Freude leuchtete aus den Augen dieser Frau, die sich an Chiara rächen wollte, weil sie glaubte, die Römerin habe ihr das Herz des Capellmeisters entrissen. Um so eifriger war sie beflissen, ihr das Leben zu vergällen, ihr den klösterlichen Schleier umzuwerfen, um sie den Blicken des deutschen Schwärmers zu entziehen, damit er endlich ihre Reize, die Schönheit der Fürstin Sagunta y Margas sehe, der Blinde! Wenn er sich nicht lieben lassen wollte, so mußte er sich trösten lassen. Junge, liebeskranke Herzen lechzen nach Trost, nach Theilnahme. Ist ihre Liebe eine hoffnungslose, so ist die Erinnerung daran eine peinliche; sie halten bald nur aus einem innern point d'honneur daran fest, wie der Krieger bei der Fahne bleibt, obgleich er weiß, daß die Schlacht verloren ist. . . . Der Tröster oder die Trösterin entwindet ihnen leise, leise die Fahne, wirft sie beiseite und — eine neue Liebe hat die alte verdrängt.

„Den Männern darf man nicht trauen," belehrte die Fürstin das unglückliche Mädchen. „Sie sind lüsterne, berechnende Ungeheuer. Keiner von ihnen ist würdig, eine Ihrer reinen, engelsreinen Hände zu berühren. Ihre Kräfte reiben sie durch Ausschweifungen auf; sie verbringen ihre Nächte am Spieltische, an der Seite verlorner Weiber,

deren Liebkosungen sie mit Gold erkaufen. Nur diese vermögen heutzutage die Männer zu fesseln — sittsame Frauen sind nicht so pikant wie diese gefallenen Geschöpfe, deren ewiges Studium ist, mit Virtuosität zu reizen und zu befriedigen. Bisweilen kommt es vor, daß ein Mann sich von diesem wüsten Leben abwendet, entweder gezwungenerweise oder aus freiem Willen. Er hat dann entweder sein Geld verpraßt und geht darauf aus, sich eine reiche Erbin zu suchen, um mit deren Vermögen sein durchlöchertes auszubessern, oder er ist der verfeinerten pikanten Gerichte müde und hofft durch eine gewöhnliche hausbackene Kost seinen Appetit von neuem zu reizen. Dieser wird sich ein schönes, reines Wesen erwählen, das er seiner ewigen Liebe versichert, um es kirre zu machen. Das Mädchen gibt sein Herz hin — es folgen die Flitterwochen. Kaum sind sie vorüber, so denkt der Herr Gemahl im Stillen, daß die solide eheliche Liebe doch sehr langweilig sei, daß naives Geplauder, anständige Diners und Soiréen, kurz die ganze eheliche Ehrbarkeit und Respectabilität nicht zu ertragen sei, wenn man sich nicht hin und wieder zerstreue. Und man zerstreut sich sans façon! . . . Zu den Chasseurs de dots gehört Marchese Sant' Anna nicht. Wie toll Einer es auch treibe, ein Sant' Anna'sches Vermögen vergeudet man nicht im Laufe von sechs Jahren. Und der Marchese disponirt über sein Erbtheil erst seit so vielen Jahren, glaube ich. Er ist vielmehr unter jene andern zu zählen, welche sich müde amüsirt haben und in der Ehe neue Kräfte sammeln wollen. Marchese Alfonso verdient weit eher den Titel eines Don Juan als sein leichtlebiger Bruder. Sie

haben freilich nicht von dem vernommen, was wir alten erfahrenen Leute hörten, ja was wir mit unsern eigenen Augen sahen. Der Marchese war geradezu ein Blaubart — er verschlang die Weiber. Alle, sowohl die verfeinerte, in Sammt und Seide gekleidete Wiener oder Pariser Demimonde-Schöne wie die niedrige, kecke Kunstreiterin, Alle gefielen ihm, namentlich diese. Für eine solche verließ er Sie, mein armes, unschuldiges Kind! Indeß dauern Verhältnisse dieser Art nicht lange; vielleicht kehrt der Marchese zurück. . . . . Was ist Ihnen? . . . . Ah mon Dieu!“

Fürstin Isidora schnellte von ihrem Sitze empor und stürzte zu Donna Chiara hin, die wie ein Bild des Schmerzes dalag, ganz gebrochen. Die Spanierin ergriff die eiskalte Hand des todtbleichen Mädchens. Bei der Berührung zuckte Chiara zusammen. Sie raffte sich gewaltsam auf, schwankte einige Schritte vorwärts und brach dann lautlos zusammen.

Die Fürstin riß an dem Glockenzuge und befahl dem herbeigeeilten Kammermädchen der Marchesa Hilfe zu leisten. Sie selbst wolle unverzüglich fortfahren, um den Arzt des Ripamonti'schen Hauses von dem Unwohlsein der jungen Dame in Kenntniß zu setzen.

Siebentes Capitel.

Ein Räthsel.

Obwohl Johannes Röder überzeugt war, daß Donna Chiara sich mit Marchese Alfonso schließlich versöhnen werde, hielt er es doch für gefährlich, den Liebenden einen Rota degli Aldofrandi zum Gegner zu lassen. Den allmächtigen Cardinal für sie zu gewinnen, konnte nur ersprießlich sein. Zu diesem Zweck und um den Kirchenfürsten seinen Entschluß bezüglich der Ordination mitzutheilen, begab sich der Capellmeister in das Palais des Cardinals.

Als Johannes durch die Flucht der von Moderluft erfüllten, altväterlich möblirten, verwahrlosten Räume schritt, welche den Vorsaal des kirchenfürstlichen Appartements von dem Cabinete Rota's trennten, mußte der Jüngling unwillkürlich an die von Marques erzählte Episode aus dem Leben des Porporato denken, und er fragte sich im Stillen, ob der einstige Lebemann den Sinn für Luxus und Pracht verloren oder ihn aus Politik aufgegeben habe.

Der Diener, welcher den Capellmeister geleitete, öffnete die Thür des Arbeitszimmers und gab ihm einen Wink einzutreten.

Das Cabinet hatte nur Ein Fenster, an welchem der Schreibtisch des Cardinals stand. Das Porträt Pio Nono's nebst einigen Heiligenbildern hingen an den mit verschossenem grünem Atlas bekleideten Wänden. Verblichen war auch der grüne Stoff der mit wurmstichigem Holz eingefaßten Möbel, deren steife Lehnen an den Wänden klebten, defect der farblose Teppich des Fußbodens.

Cardinal Rota saß am Schreibtisch. Beim Anblick des Jünglings erhob er sich und trat ihm rasch entgegen.

„Röder!" rief er lebhaft, „Sie bringen mir Ihre Entscheidung!"

Johannes verneigte sich und nahm alsdann die Hand, welche ihm der Porporato hinreichte.

„Nun?" fragte dieser, nachdem Beide auf dem grünen Sopha gegenüber dem Fenster Platz genommen hatten. „Wie lautet Ihre Antwort?"

„Wie sie vor drei Wochen gelautet hätte. Ich bitte Euer Eminenz, zu vergessen, daß ich mich im Palazzo di Spagna bereit erklärte, die höhern Weihen zu empfangen."

Ernsthaft erwiderte der Cardinal: „Sie sollen niemals sagen können, Johannes, daß ich Ihnen eine Bitte abschlug. Nehmen Sie hiermit Ihr Wort zurück — dafür müssen Sie mir aber versprechen, Rom niemals zu verlassen, es sei denn auf Tage oder Wochen zur Erholung."

„Euer Eminenz verlangen Unmögliches von mir," gab Johannes mit Festigkeit zurück. „Mich leidet's nicht länger in Rom. Ich reise, sobald die Zeit verstrichen ist, welche sich der Kirchenfürst ausbedungen, um die von mir aufgegebene Capellmeisterstelle neu zu besetzen."

„Röder!" rief der Porporato vorwurfsvoll. „Im nächsten Monat?! . . ."

„Ich kann nicht länger in Rom bleiben!" sagte Johannes, indem er aufsprang und an's Fenster trat, um sich weit hinauszubeugen.

Rota folgte ihm an die Fensterbrüstung und legte die Hand auf seine Schulter. Der Capellmeister fuhr zusammen.

„Johannes!" sagte der Cardinal in weichem Tone.

Der junge Mann wandte sich langsam dem Kirchenfürsten zu, ohne den Blick zu erheben.

„Sehen Sie mich an!" bat dieser.

Johannes gehorchte. Der Cardinal senkte seine Augen in die Röder's. Diesem war's, als entrissen ihm diese großen, unergründlichen, durchdringenden Augen sein Geheimniß, und er schlug die seinen voll Verwirrung nieder. Doch es war schon zu spät.

Einige Augenblicke lang betrachtete ihn der Porporato schweigend mit wahrhaft peinlicher Schärfe. Dann sagte er gedehnt:

„Sie sind verliebt, Röder!"

Von jähem Schrecken ergriffen, wurde Johannes todtenbleich. Er tastete nach dem Fenstersims und stützte sich darauf. Nur mit Mühe konnte er die Worte hervorbringen: „Es ist vorüber."

„Desto besser!" entgegnete schroff der Cardinal, der erst nach einer Pause in verändertem Tone hinzufügte: „Erhofften Sie Gegenliebe?"

„Nie! Niemals!" versicherte Johannes, ohne die Augen aufzuschlagen.

„So!" versetzte Rota, indem er vom Fenster wegtrat und einigemale mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und ab ging.

„Also die Liebe ist's, was Ihnen den Aufenthalt in Rom verleidet," sagte er, sich Johannes wiederum nähernd, in einem eigenthümlichen Tone.

„Nein," erwiderte Röder, der mittlerweile seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Nein — nicht die Liebe allein. Meine Stellung hier ist in jeder Hinsicht unerträglich."

„Erklären Sie mir das!" befahl Rota mit gefurchter Stirne.

„Euer Eminenz haben neulich selber gestanden, daß es aus der Mode kommen wird, Gefallen an meinen Compositionen zu finden. Vergänglich dürfte auch die Manie sein, welche die aristokratischen Damen erfaßt hat, nämlich die, von mir Unterricht im Gesang zu nehmen. Ich aber habe nicht die Geduld, zu warten, bis sie vorübergeht, diese sogenannte Sing-Manie; ich bin es müde, diesen Damen Stunden zu geben, die nichts verstehen von meiner heißgeliebten Kunst, die mich in ihr Haus rufen, nur um sagen zu können, daß sie vom Günstling des allmächtigen Cardinals Rota degli Aldofrandi Gesangs-Unterricht empfangen. Zudem singen diese Damen gar nicht."

Röder hielt inne und wurde roth.

„Was thun sie denn?" fragte lächelnd der Porporato, den die naive Entrüstung des Deutschen sehr zu amüsiren schien.

„Die Einen coquettiren; die Andern medisiren," entgegnete Johannes unwillig. „Von Diesen werde ich als eine

Art Hörmaschine verwendet; Jene halten mich für einen Eisblock, mit dem man sich alles erlauben darf, weil man der Ueberzeugung ist, daß dieses Eis niemals schmelzen wird. Und dafür zahlen sie mir einen Napoleon! Vielleicht könnte ein Anderer diese Plaudereien — denn nichts Anderes sind im Grunde diese sogenannten Gesangsstunden — reizend finden. Ein Abenteurer dürfte das glänzende Honorar, welches diese sonderbaren Lectionen, ohne alle Mühe einbringen, ohne Anstand einstreichen. Mich aber ermüden diese in schalem Geplauder verbrachten Stunden mehr als die anstrengendste Arbeit, und mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen, auf diese Weise Geld zu verdienen."

Er schwieg und schüttelte mit einer ungemein stolzen Bewegung das Haar aus seiner edlen Stirne.

Der Cardinal betrachtete ihn mit unverkennbarem Wohlgefallen. „Trotziger Knabe!" rief er in gütigem Tone. „Wer hieß Sie auch Stunden geben?"

Johannes erröthete. „Euer Eminenz meinten . . . ." Er stockte.

„Es schicke sich nicht," unterbrach ihn der Porporato streng, „daß ein junger Mensch nur eine junge Dame im Gesang unterrichte. Von der ersten hingen die übrigen Zöglinge ab. Wer befahl Ihnen aber, neben dem unabhängigen Amte eines Capellmeisters das eines Gesanglehrers zu übernehmen?"

Röder schwieg.

„Sie sind unzufrieden mit Ihrer gegenwärtigen Lebensweise," fuhr Rota fort. „Das begreife ich vollständig. Auch hätte ich nicht mehr lange zugesehen. Sie haben

Besseres zu thun, als ihre Zeit mit coquetten Weibern zu vergeuden. Aufrichtig gestanden, ich hätte nimmermehr zugegeben, daß mein Capellmeister Damen Unterricht ertheile, wenn . . . ."

„Es geschah in meinen freien Stunden," schaltete Röder trotzig ein.

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete ungeduldig der Cardinal. „Trotzdem hätte ich Sie ersucht," fuhr er in milderm Tone fort, „diese Singstunden aufzugeben, wenn ich nicht begierig gewesen wäre, zu sehen, wie sich mein deutscher Plato inmitten der Verführung, inmitten heißblütiger Südländerinnen benehmen würde. Ich bin mit Ihnen zufrieden, Röder."

Eine tiefe Röthe ergoß sich bei den letzten Worten Rota's über das Gesicht des Jünglings.

„Ihr Herz hat eine kleine Wunde davongetragen," fuhr der Kirchenfürst ernsthaft fort, „eine Wunde, die, wie Sie sagen, schon wieder geheilt ist. Liebe treibt Sie also nicht aus der Ewigen Stadt."

Er säumte, wie einer Erwiderung harrend, und da Johannes mit gesenktem Blick hartnäckig schwieg, nahm der Porporato seine Rede wieder auf.

„Was den Gesangs-Unterricht betrifft, so nehme ich es auf mich, denselben so tactvoll zu sistiren, daß auch nicht Eine Ihrer adeligen Schülerinnen Ihnen wegen Ihres Rückzuges grollt. Denn Feindinnen sollen Sie keine haben — die schaden Jedem. Da Sie wirklich nicht so ehrgeizig zu sein scheinen, wie ich es bei Ihnen voraussetzte, will ich meine hochfliegenden Pläne bezüglich Ihrer

Zukunft aufgeben. Meine unermeßlichen Reichthümer erlaubten mir, Ihnen ein Vermögen zu bieten. Ich trete mit diesem Angebot nur deßhalb nicht an Sie heran, weil ich Sie kenne und weiß, daß Sie dasselbe ausschlagen würden. Oder wollten Sie vielleicht . . . ."

„Ich bitte Eure Eminenz, den Satz, welchen Sie soeben begonnen, nicht zu beendigen," sagte Röder mit einem fast flehenden Ausdruck im Gesichte.

„Es ist gut! Ich will statt dessen trachten, daß Sie zum Capellmeister Sr. Heiligkeit ernannt werden. Das ist eine glänzende Stellung, die — ich hoffe es — Sie vermögen wird, Rom nicht zu verlassen."

Röder schwieg, schlug jedoch die Augen auf und fixirte Rota.

„Sie bleiben," drängte der Cardinal. Wie ängstlich war der Blick, den er dabei auf den Jüngling heftete! Dieser Blick rührte Johannes — er wußte selbst nicht weßhalb. Mit unsicherer Stimme sagte er:

„Euer Eminenz wissen, daß ich stets die Wahrheit spreche, und wenn ich jetzt sage, daß es mir nicht leicht wird, Ihre Frage mit einem Nein beantworten zu müssen, so werden Sie mir gewiß Glauben schenken. Nicht der Gesangs-Unterricht allein ist es, was mir den Aufenthalt in Rom verleidet, was mich von dannen treibt."

„Was ist's? So sagen Sie es doch endlich!" rief der Cardinal mit ungeduldiger Geberde.

„Euer Eminenz haben neulich eine wunde Stelle meines Herzens berührt, indem Sie sagten, daß das Talent in Rom keine Würdigung fände. Schon längst fühle ich das, weiß

ich, daß sich hier keine Seele um meine Compositionen gekümmert hätte, wenn Cardinal Rota dieselben nicht zu loben beliebt hätte, daß mir die Salons der Aristokratie ewig verschlossen geblieben wären, wenn mich Eure Eminenz den hohen Herrschaften nicht octroyrt hätten. Ich aber will um meiner selbst, um meiner Leistungen willen anerkannt werden. Nicht durch den Einfluß eines Andern, eines Mächtigen, sondern durch eigene Kraft, eigenes Verdienst will ich emporsteigen. In Rom wird jede Anerkennung meiner Leistungen als eine Vergünstigung betrachtet, deren ich nicht theilhaftig würde, wenn ich nicht der Günstling des Cardinals Rota degli Aldofrandi wäre, wenn dieser mir seine Protection nicht zugewendet hätte. . . . Die Römer glauben nicht," fuhr er mit immer steigender Lebhaftigkeit fort, „daß es Leute gebe, die sich nichts erschleichen, weder Orden, noch Aemter, noch die Gunst eines Kirchenfürsten; sie glauben es nicht, weil sie eine knechtische, bedientenhafte, höfische, nach Ehren und Orden haschende Race sind. Ich aber bin zu gut, in einer Stadt zu verweilen, wo mich alle Welt die Creatur des Cardinals Rota degli Aldofrandi nennt."

Und wiederum warf er seine Haare zurück wie ein ergrimmter junger Löwe.

Betroffen sah der Cardinal den Jüngling an. Immer war ihm Johannes mit jugendlichem Trotz, mit unbeugsamem Stolz begegnet; seine Züge hatten deutlich verrathen, daß er die Gunstbezeigungen des Kirchenfürsten nur dann annahm, wenn ihn dieser als sein Vorgesetzter dazu zwang;

klingende Beweise dieser Gunst hatte er indeß selbst nicht auf Befehl angenommen. Der Cardinal wußte wohl, was den Jüngling dazu vermochte, jeden Heller zurückzuweisen, den er ihm bot; er ahnte dunkel, daß sich Johannes als Günstling und nicht als Liebling des Cardinals Rota betrachtete. Indeß hatte dieser nicht errathen, daß dem stolzen Jüngling seine Lage in so hohem Grade peinlich wäre. Diese Erkenntniß fiel dem Porporato schwer auf die Seele, obwohl ihm Johannes wegen seines edlen Stolzes doppelt theuer geworden.

Zuerst sprach Stolz und Freude aus den Zügen des Cardinals, bald aber nahm sein männlich-schönes Gesicht den Ausdruck tiefer Betrübniß, herben Schmerzes an.

„Dieser Stolz gereicht Ihnen zur Ehre, Röder," sagte er mit traurigem Ernst, „mich erfüllt er aber mit Wehmuth, weil ich weiß, daß Ihnen meine Zuneigung oder meine Gunst, wie Sie dieselbe nennen, nicht so unerträglich wäre, wenn Sie mich liebten, ja nur achteten."

„Liebe? . . . Achtung? . . ." sagte Johannes mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Ja, Liebe und Achtung, die haben Sie niemals für mich empfunden."

Mit diesen Worten, denen ein tiefer Seufzer folgte, warf sich der Cardinal in den zunächst dem Fenster stehenden Lehnstuhl und drückte seine schöne weiße Hand vor die Augen.

„Ach, Röder, Macht ist nicht Glück!" fuhr er nach einer kleinen Pause wehmüthig fort. „Ich habe Sie neulich täuschen wollen, um Sie an Rom, an den Heiligen Stuhl,

an mich zu fesseln. Macht zu haben berauscht aber beglückt nicht. Und man ist bei aller Macht oft so ohnmächtig! Wenn ich denke, daß ich über Millionen von Seelen herrsche, daß Millionen mir blindlings folgen, daß ich mächtiger bin als so mancher Fürst und trotzdem nicht erlangen kann, was mein Herz ersehnt, möchte ich über meine Ohnmacht weinen. O, es ist zum Tollwerden!"

„Eminenz!"

„O, dieser verhaßte Name!" rief der Kirchenfürst mit Bitterkeit. „Nie, niemals kommt ein anderer über Ihre Lippen! Und ich habe Sie doch so oft gebeten, mich Freund zu nennen."

„Oft, oft schwebt das Wort auf meinen Lippen," rief Johannes, wie hingerissen, „denn oft, oft fühle ich mich zu Ihnen hingezogen; ich bewundere, liebe Sie, dann aber . . . ."

Johannes stockte. Cardinal Rota war schon bei den ersten Worten des Jünglings emporgeschnellt. Leuchtenden Antlitzes, den Oberkörper etwas vorgebeugt, blickte er den Redenden an.

„Dann? . . . dann?" fragte er mit bebender Stimme und ängstlichem Blick.

„Dann drängt sich etwas zwischen uns . . ."

„Was? was? . . ." rief mit fliegendem Athem Rota.

„Ihre Härte, die häufig an Grausamkeit grenzt; Ihre Herzlosigkeit," erwiderte Johannes kaltblütig.

„Gegen Sie?" fragte verwundert der Cardinal.

„Nicht gegen mich, vielmehr gegen Diejenigen, welche in ihren Augen der Kirche schaden oder derselben nützen könnten. Erst gestern . . ." Röder stockte.

„Gestern? . . .“ Sprechen Sie, sagen Sie Alles!“

„Erst gestern versagten Sie der Witwe des Gondi eine Unterstützung und gaben Sie mit ihren fünf Kindern der Noth preis, während ein kaltes Madonnenbild eine Perlenschnur von unschätzbarem Werth aus Ihren Händen erhielt. Solche herzlose Handlungen, die nicht vereinzelt dastehen, vielmehr täglich von Eurer Eminenz begangen werden, empören mich und erfüllen mich mit Abscheu.“

Der Kirchenfürst richtete sich in die Höhe und erwiderte mit kalter Ruhe: „Ein Staatsmann kann nicht immer menschlich sein, am allerwenigsten der Leiter eines Staates, um welchen der ihm mit Vernichtung drohende Sturm der Freiheit braust. Nicht allen Witwen kann ich hilfreich beistehen. Blos den verwitweten Frauen getreuer Diener der Kirche ertheilt der römische Staat Subsidien — ein kaltes, hartes Gesetz — zugestanden, aber nichtsdestoweniger ein nothwendiges! Wehe uns, wenn es nicht streng eingehalten würde! Die Verschwörer wüchsen auf wie die Pilze! Glauben Sie, die Römer verhielten sich so ruhig, wenn sie nicht wüßten, daß das Streben nach dem, was sie Unabhängigkeit, Freiheit nennen, furchtbar gerächt wird, oft bis ins vierte und fünfte Glied? Die Frau, welche Sie vorhin erwähnten, war die Witwe eines sogenannten Freidenkers, eines Ruhestörers. Ich mußte ihr jedwede Unterstützung verweigern. Das war hart, doch ich konnte ihr nicht helfen. Thun Sie es, Röder! Heilen Sie künftig die Wunden, welche ich zu schlagen gezwungen bin! Ich stelle Ihnen meine Privat-Schatulle zur Verfügung.“

„Ich danke im Namen jener unglücklichen Frau,“ ver-

setzte Röder. „Angenommen, daß Sie die Witwen der Verschwörer nicht in Schutz nehmen können — was aber zwingt Euere Eminenz, das Lebensglück eines unschuldigen Mädchens zu zerstören? War das nicht grausam? . . . Das ***Kloster verdient doch wahrlich keine Belohnung!"

In welch' hohem Grade Cardinal Rota die Fähigkeit besaß, sich zu beherrschen, auf seinem Gesichte nichts von dem zu zeigen, was in ihm vorging, legte er jetzt wieder an den Tag. Nicht eine Fiber in seinem Gesichte hatte während der Rede des Jünglings gezuckt. Als dieser schwieg, fragte Rota gelassen:

„Welches Mädchen?"

„Donna Chiara Ripamonti!"

„Chiara Ripamonti?" wiederholte der Porporato gedehnt, wie Einer, der sich zu besinnen sucht.

„Eure Eminenz können Marchesa Ripamonti nicht vergessen haben," bemerkte Röder mit einem Anfluge von Ungeduld. „War sie doch diesen Morgen bei Ihnen!"

„Ach ja, jetzt entsinne ich mich ihrer. Sie reden von dem schönen Mädchen, das nicht weiß, was es will, das . . ."

Johannes fiel ihm mit schneidender Kälte in die Rede. „Das Eure Eminenz der Priorin des ***Klosters auszuliefern versprochen haben, um den etwas verdüsterten Glanz des Convents zu erhellen. Die Einkleidung einer so hochadeligen Dame würde gewisse scandalöse Gerüchte, die bezüglich dieses Stiftes coursiren, ersticken helfen, und mit den Reichthümern der jungen Erbin könnte der von der Feuersbrunst angerichtete Schade auf's glänzendste getilgt werden."

Die Augen des Cardinals flammten auf in erschreckender Wildheit. Es schien, als habe er die Fassung verloren, doch nur während einer Secunde. In der nächsten sagte er in einem unbeschreiblichen Tone: „Und wenn es anders erlaubt ist, zu fragen: von wem haben Sie diese unschätzbare Notiz, Herr Capellmeister?"

„Darüber kann ich Euer Eminenz keine Auskunft geben," lautete die kalte Antwort.

„Schade!"

Dabei wandte sich der Porporato und begann mit langsamen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Nach einer Weile fragte er, ohne seine Wanderung zu unterbrechen:

„Ist die junge Marchesa werth, daß man sich für sie interessire?"

„O ja!" erwiderte Röder lebhaft, aus der Fensternische tretend. „Euer Eminenz ahnen nicht, welch' ein liebenswürdiges Geschöpf Donna Chiara ist. Die Welt . . ." er stockte.

Der Cardinal blieb stehen, aber so, daß der junge Mann sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Fahren Sie fort!" sagte er trocken.

„Die Welt sieht es ungern, daß sie den Schleier nimmt," fuhr Johannes muthig fort. „Schon geht von Mund zu Mund, daß dieser Entschluß die Folge einer jesuitischen Intrigue sei."

„Solche Gerüchte coursiren über jeden bevorstehenden Profeß," warf der Porporato in gleichgiltigem Tone hin.

Röder näherte sich dem Kirchenfürsten und schilderte

ihm die Qualen, welche die unglückliche Chiara in der letzten Zeit ausgestanden.

Plötzlich wendete sich Rota um, sah den Jüngling vornehm und groß an und sagte, die Worte dehnend: „Wollen Sie mir gütigst sagen, weßhalb Sie mir das Alles mittheilen?"

„Weil ich Eure Eminenz zu rühren hoffe," antwortete Johannes einfach.

„Rühren? Weßhalb?"

„Um Eure Eminenz zu vermögen, auf Donna Chiara und deren Reichthümer zu verzichten."

„Sie sind also fest überzeugt, daß die ganze Affaire ein abgekartetes Spiel ist und daß ich dasselbe leite?"

„Das bin ich, Eminenz!" rief Johannes entschieden. „Ich weiß, daß dem Cardinal Rota degli Aldofrandi viel daran liegt, den alten Glanz des um die Kirche hochverdienten ***Klosters wieder herzustellen. Indeß wende ich mich in diesem Augenblick nicht an den Porporato, sondern an den Grafen Rota degli Aldofrandi und hoffe, daß er das Lügengewebe zerreißen wird, welches der Kirchenfürst Rota degli Aldofrandi gesponnen!"

Das Lächeln, welches die Lippen des stolzen Mannes umspielte, verrieth deutlich genug, wie ungemein wohl es ihm that, als Edelmann behandelt zu werden. Indeß war sein Ton noch immer kalt und streng, als er nach kurzer Pause sagte:

„Sie sind sehr kühn, junger Freund! Welcher Feuereifer zu Gunsten .... einer Schülerin! Sie scheinen vergessen zu haben, daß Marchesa Ripamonti für Sie un-

erreichbar ist, ob sie nun dem Altar geweiht wird oder nicht."

Röder's Gesicht drückte bei diesen Worten Rota's eine so ungekünstelte Verwunderung aus, daß dieser den Verdacht, welchen er aus dem Interesse Röder's für Chiara geschöpft zu haben schien, sofort fallen ließ und mit veränderter Stimme fortfuhr:

„Grübeln Sie nicht über meine Aeußerung nach! Ich scherze blos."

Dann ging der Cardinal von neuem gedankenvoll auf und ab. Endlich blieb er vor dem Jüngling stehen und sagte, ihn aufmerksam betrachtend: „Könnten Sie mich freundlich ansehen, Johannes, vermöchten Sie es, meine Hand herzlich zu drücken, wenn ich Ihre Freunde nicht nur nicht trennte, sie vielmehr vereinte, sie selbst traute?"

Johannes' Gesicht hellte sich auf. Er streckte rasch seine Hand aus und faßte die des seltsamen, räthselhaften Mannes.

Der Cardinal mochte erkennen, daß der Händedruck des Jünglings herzlich gemeint war; denn sein Gesicht drückte eine unaussprechliche Freude aus.

„Verweile in Rom!" sagte er mit dem ergreifendsten Tone, der seiner schönen Stimme zu Gebote stand.

„Ach, ich kann nicht," stammelte Johannes, sichtlich gerührt.

„Versprich mir wenigstens, daß du zurückkehren, bald zurückkehren wirst!" fuhr der Porporato in demselben Tone fort. „Du wirst sie vergessen!"

„Wen?" fragte erbleichend der Jüngling.

„Sie! . . .“ Er achtete nicht auf den fragenden Blick, den Johannes auf ihn richtete, und fügte nach kurzem Schweigen hinzu: „Ja, kehre zurück, und laß die Welt reden! Was ich für dich empfinde, Johannes, entspringt ja nicht einer vergänglichen Laune — es ist Liebe, grenzenlose Liebe.“

„Mein Freund!“ stammelte Johannes, in tiefster Seele erschüttert.

„Gott segne dich für dieses schöne Wort!“ rief Cardinal Rota mit überströmender Innigkeit. „Jetzt hoffe ich auch, daß du zu mir zurückkehren wirst — zu deinem . . . Freunde. Geh' nun zu der schönen Chiara und sage ihr, daß ich sie selbst mit Sant' Anna zu trauen wünsche!“

Johannes drückte dem Cardinal noch einmal die Hand und verließ dann sein Cabinet.

Als er die Treppe des Palais hinabstieg, murmelte der Jüngling: „Dieser Mann ist mir ein Räthsel.“

Achtes Capitel.

Die Macht der Liebe.

Ein Diener in blauer, goldbetreßter Livrée führte den Capellmeister Johannes Röder durch die lange Flucht der Ripamonti'schen Gesellschaftsräume nach dem Privat-Salon der jungen Marchesa. Indem er die grünsammtenen Portièren zurückschlug, bat er den Jüngling, einzutreten; die Herrschaft werde gleich erscheinen, fügte er hinzu und ging.

Johannes befand sich in dem ihm wohlbekannten Wohnzimmer Chiara's. Da draußen greller Sonnenschein war, hatte man die Jalousien geschlossen. Das Halbdunkel erhöhte den Reiz des mit grünsammtenen Möbeln ausgestatteten sechseckigen Raumes, dessen Wände gleichfalls mit grünem Sammt bekleidet waren.

Der Jüngling setzte sich an den Flügel und öffnete ihn. Doch er spielte nicht. Es war, als ob er die Stille, welche im Zimmer herrschte, nicht zu unterbrechen wagte. Plötzlich ließ sich ein Schrei vernehmen — Johannes fuhr zusammen und lächelte im nächsten Augenblick. Der schrille Ton kam

aus der Kehle eines Kakadus, der von Zeit zu Zeit den unglücklichen Versuch machte, menschliche Laute hervorzubringen. Als er bemerkte, daß der Besuch ihn ansah, rief er mit komischem Augenblinzeln: „Al-fon-so! Ca-ro Alfonso.“

„Ein wahres enfant terrible, dieser Vogel!“ sagte Johannes bei sich. „Er plaudert die Geheimnisse seiner Herrin aus. Was gäbe Alfonso dafür, um zu hören, daß Donna Chiara's Liebling seinen Namen kreischt!“

Wieder ward es stille. Dann ließ sich der unangenehme Ton hören, den das Wetzen des Kakadu-Schnabels an der mit Blech eingefaßten Stange verursachte.

Johannes stand auf, ging eine Weile im Zimmer auf und ab und warf sich dann in einen Lehnstuhl. Trübe Gedanken beschäftigten ihn. Rom verlassen, ohne daß er Beatrice noch einmal sah, das war unendlich schwer! War es nicht unmöglich? Ach, wenn er sie noch einmal sehen könnte, nicht sprechen, nur sehen, und nur einmal! Durfte er ihr schreiben? Durfte er ihr sagen, daß er die Ewige Stadt verlassen werde? Was würde der Gemahl zu diesem Schreiben sagen, was davon denken? . . .

Während der Jüngling sich diese Fragen stellte, war der alte Marchese eingetreten.

„Verzeihen Sie, Röder, daß ich Sie so lange warten ließ!“ begann der Edelmann, dem Capellmeister, der aufgesprungen war, die Hand reichend. „Bleiben Sie doch an Ihrem Platze, lieber junger Freund! So setzen wir uns Beide auf den Divan. Sie waren lange allein? . . . Nein? Doch, doch! Aber ich wußte nicht, daß meine Tochter sich noch auf ihrem Zimmer befinde. Eben jetzt ließ sie mir

durch ihre Zofe sagen, daß Sie allein seien. Chiara wird im Augenblick kommen. Sie ist leidend, meine arme Tochter. Gestern, während die Fürstin bei ihr war . . . ."

„Fürstin Sagunta?" rief erschrocken der Capellmeister.

„Während Fürstin Sagunta bei ihr war," fuhr der alte Mann fort, ohne die bestürzte Miene des Jünglings zu bemerken, „verlor Chiara auf Augenblicke das Bewußtsein und heute klagt sie über Kopfschmerz. O, mein Gott!"

Er stieß einen schweren Seufzer aus und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

„Wäre es nicht besser, wenn ich mich entfernte? Die Ruhe . . ."

„O nein, lieber Capellmeister! Zu viel Ruhe schadet dem Kinde. Bleiben Sie, bleiben Sie! Die Musik ist ja das Einzige, was ihr noch eine Freude bereitet. Alles Andere verachtet sie."

Der alte Herr seufzte von neuem und schwieg.

„Warum aber ließen Sie diesen unseligen religiösen Eifer so sehr um sich greifen, Marchese?" fragte Johannes nach einer Pause. „Konnten oder wollten Sie demselben nicht Einhalt thun?"

„Ich konnte nicht," erwiderte Ripamonti mit einem unterdrückten Schluchzen, „Dieses Kirchengehen — es bleibe aber um Gottes willen unter uns! — dieses ewige Fasten und Beten ist mir widerlich, aber was wollen Sie anfangen wenn sie sich berufen fühlt, eine Nonne zu werden? Ich habe meiner Frau an ihrem Sterbebette hoch und theuer versprochen, Chiarina auf den Händen zu tragen, ihr keine zweite Mutter zu geben. . . . . Gott weiß, daß ich mein

Versprechen hielt. Immer ließ ich dem Kinde seinen Willen — es wollte ja stets nur das Rechte und Gute! . . . Da trat Chiara mit der Bitte an mich heran, sie in ein Kloster gehen zu lassen. Mein Gott, welch' ein Schlag! Welch' ein Opfer! Niemand ahnt, wie ich in der letzten Zeit gelitten habe. Ich wollte meinem weltmüden Kinde das Herz nicht schwer machen und verbarg ihr den tiefen Schmerz, den sie mir bereitet, nachdem ich eingesehen hatte, daß sie sich wirklich nach dem klösterlichen Frieden sehnt. Ach, welch' ein Unglück für mich armen, alten einsamen Mann! Die wenigen Ripamontis, welche noch am Leben sind, lieben mich nicht; es sind gierige, berechnende Menschen, die mir schmeicheln, weil sie mich dazu bringen wollen, ihnen zu den Gütern, die ihnen nach meinem Tode zufallen werden, noch eine kleine Millionen Scudi zu hinterlassen. Und die Einzige, die mich liebt, meine sanfte, theuere Chiara, will sich in ein Kloster begraben! Ich soll allein zurückbleiben in diesem riesigen Palast, ohne Licht, ohne Sonnenschein! . . . Ich soll der Hoffnung entsagen, dereinst fröhliche Kinderstimmen in diesen Räumen erschallen zu hören, eine Schaar übermüthiger, lustiger Kleiner um mich herumspringen zu sehen! Diese Hoffnung soll ich aufgeben — o, es ist schrecklich . . . ."

Hier versagte dem alten Herrn die Stimme, und er brach in Schluchzen aus. Der Anblick dieses um seine Tochter weinenden Vaters war ergreifend. Johannes erfaßte gerührt die Hand des Marchese, dessen Rede ihn nicht wenig überrascht hatte; denn er hatte gemeint, der alte Mann sei ein Egoist, der sich wenig oder gar nicht darum kümmere,

ob seine Tochter glücklich sei oder nicht. Er sprach immer so ruhig von ihrem bevorstehenden Eintritt ins Kloster mit Padre Benedetto, daß der Jüngling nicht selten sich über ihn erzürnte. Nun war Johannes froh, entdeckt zu haben, daß er dem Marchese Unrecht that, als er ihn im Stillen einen herzlosen Egoisten nannte. Gute Menschen gelangen mit Freuden zu dem Bewußtsein, daß sie sich in diesem Sinne getäuscht haben. Das Gegentheil erfreut nur den Schlechten, der in der Gemeinheit seines Nächsten eine Entschuldigung für die eigene zu finden glaubt.

Zudem erkannte Johannes im Nu, daß der Marchese ihm ein unschätzbarer Verbündeter werden könne, wenn man ihm die Augen öffnete. Denn der Jüngling fürchtete, daß Donna Chiara eine zeitlang aus falschem point d'honneur auf ihrem Entschluß, den Schleier zu nehmen, bestehen würde, was Alfonso leicht erzürnen und die Liebenden entzweien könnte. Wenn aber der Marchese erfuhr, wie die Dinge in Wirklichkeit standen, so würde dieser nicht verfehlen, dachte Johannes, der frommen Schwärmerin kraft seiner väterlichen Autorität den Myrthenkranz auf die schönen dunklen Haare zu drücken und ihr statt des Rosenkranzes den Hochzeitsstrauß in die Hand zu geben.

„Ist es Ihnen nie aufgefallen, werther Marchese, daß Ihre Tochter mehr leidet als Sie selbst?"

Der Marchese sah den Jüngling verwundert an; er wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte oder nicht. „Ich verstehe Sie nicht," stammelte er.

„Sie werden mich sofort verstehen, Marchese. Hören Sie!" Und rasch, in Einem Zuge, erzählte Johannes dem

alten Herrn Chiara's Herzensgeschichte und die damit verbundene Intrigue.

Der Vater ließ ihn reden und unterbrach ihn auch nicht ein einzigesmal. Ein seliges Lächeln blitzte aus seinen sonst so erloschenen Augen, und große Thränen flossen langsam seine gefurchten Wangen hinab. Als der Jüngling zu sprechen aufhörte, umarmte ihn der glückliche alte Mann und rief jubelnd: „O, dann kann ja noch Alles gut werden! Liebe Enkel werden auf meinen Knien sich schaukeln; Chiara wird als glückliche Gattin in diesen Räumen schalten. Ach, mein Gott, wie danke ich dir für diese selige Stunde!" Hier schwieg er, sah eine Weile gedankenvoll vor sich hin und fuhr dann mit veränderter Stimme fort: „Ist es auch wahr? Täuschen Sie sich nicht, junger Mann? Ist nicht Alles eine Fabel, ein Traum?"

„Die reine Wahrheit ist's!" betheuerte Johannes.

Der alte Mann sprang vom Sopha auf und eilte nach dem Ausgang, indem er rief: „Ich muß es aus ihrem eigenen Munde vernehmen."

Röder stürzte ihm nach, um ihn zurückzuhalten und ihn zu bitten, mit Vorsicht ans Werk zu gehen, doch es war zu spät — der Marchese schlug den Vorhang zurück .... Donna Chiara, bleich wie ein Marmorbild, stand im Rahmen der Thür und fragte, was dem Vater fehle. Er sehe erregt, erhitzt aus.

Ehe es der Capellmeister hindern konnte, rief Ripamonti: „Kind, du liebst?! .... Du liebst den Marchese Alfonso Sant' Anna!"

Eine leichte Röthe flog über das blasse Antlitz des jungen Mädchens.

„Sie haben die Unwahrheit gesprochen, Capellmeister,“ sagte sie mit einem zornigen Blick. Ihre Stimme klang herb und hart. So hatte Röder die Marchesa noch nie sprechen gehört. „Nein, Vater,“ fuhr sie, gegen diesen gewendet, fort, „ich liebe den Marchese nicht . . . . mehr,“ setzte sie in einem Anfluge von Aufrichtigkeit hinzu. „Das ist vorbei — mein Herz gehört nicht mehr dieser Welt an.“

„Sehen Sie, Röder! Mein Gott! Mein Gott!“ ächzte der alte Herr und warf sich in einen Lehnstuhl.

Johannes blickte mit finsterer Miene vor sich hin. Er grollte dem Mädchen, den Priestern, die ihr den Kopf verrückt, sich selber, weil er nicht geschwiegen hatte.

„O Gott, o Gott!“ seufzte der Vater mit Thränen in den Augen.

Chiara ward durch diese Thränen weich gestimmt. Sie eilte zu dem alten Mann hin, warf sich neben ihm auf die Kniee, schlang ihre Arme um seinen Hals und bedeckte sein gelbes, faltiges Gesicht mit Küssen.

Da ging die Thür auf; die Portièren theilten sich, und in den Salon trat . . . . Marchese Alfonso Sant' Anna.

Ein leiser Schrei entfuhr Chiara's Lippen — sie war emporgeschnellt und flog jetzt mit ausgebreiteten Armen dem Geliebten entgegen. Auf halbem Wege blieb sie stehen, ließ ihre Arme sinken und blickte zu Boden. Wie ein kaltes Bild von Stein stand sie da, regungslos, lautlos.

Der Aufschrei, das unwillkürliche Entgegenfliegen, die Blutwellen, welche bis zu ihren Schläfen emporgestiegen waren,

hatten sie jedoch verrathen. Ein glückliches Lächeln verschönerte die edlen Züge des jungen Edelmanns, als er mit sicherer Haltung sich dem Marchese näherte und ihn um eine kurze Unterredung bat — „unter vier Augen" fügte er hinzu.

Der gute alte Herr war noch ganz verblüfft. Dieses plötzliche Erscheinen des Marchese, das seltsame Benehmen seiner Tochter hatte ihn verwirrt. Kopfschüttelnd führte er seinen Gast in den anstoßenden Saal.

Die Marchesa sandte ihrem Verlobten einen langen Blick nach.

„Diese Stunde entscheidet über ihr Glück, Donna Chiara!" sagte Johannes ernsthaft. „Hören Sie an, was Ihnen der Marchese sagen . . . ."

Sie unterbrach ihn. „Ich will nichts hören, nichts!" rief sie mit trotziger Miene und setzte mit Bitterkeit hinzu: „Ich habe schon allzuviel vernommen."

„Ich beschwöre Sie, Donna Chiara," entgegnete der Jüngling in herzlichem Tone, „sprechen Sie mit Alfonso, verscherzen Sie nicht Ihr Glück! Unglück ist schwer zu tragen."

„O, das weiß ich!" rief sie. „Ich werde ihn indeß nicht sprechen; ja ich will ihn nicht mehr sehen und deßhalb eile ich fort, mich in mein Zimmer einzuschließen."

Statt dessen ließ sie sich aber in einen Fauteuil gleiten.

Johannes mußte lächeln. Er trat ans Fenster, um seine Heiterkeit zu verbergen. Als nach einigen Secunden Sant' Anna allein zurückkam, verbeugte sich der Jüngling

vor der Marchesa, drückte die Hand des jungen Edelmanns und verließ das Zimmer.

„Wo ist mein Vater?" fragte Chiara, sich rasch erhebend, den Marchese.

„Ich weiß es nicht," erwiderte dieser ruhig. „Ich denke, er ist in seine Gemächer zurückgekehrt."

„Weiß er um Ihre Anwesenheit, Herr Marchese?" fragte sie mit kalter Höflichkeit.

„Gewiß, Signora Marchesa!" gab der junge Mann in demselben Tone und mit derselben Miene zurück, um alsdann mit veränderter Stimme heiter fortzufahren: „Er sandte mich hierher mit dem Auftrage, von neuem um die Hand Donna Chiara Ripamonti's für den Marchese Alfonso Sant' Anna zu werben."

Mit diesen Worten näherte sich der junge Edelmann dem Mädchen, das scheu zurückwich. Er machte eine Bewegung, als ob er Chiara's Hand erhaschen wolle, sie aber wehrte ihn so gebieterisch ab, ihre Augen blickten ihn so kalt, so verächtlich an, daß er, sein Vorhaben aufgebend, mit finsterer Miene und zorniger Geberde sich abwandte und mit schwerem Schritt ans Fenster trat. Dort verharrte er in gerader Haltung, den Hut in der Rechten, die Linke geballt, die Augen zu Boden gesenkt.

Sein Benehmen erschreckte Chiara; es fragte sich, ob er ernstlich böse sei oder sich bloß so stelle. . . . . Chiara streifte mit einem raschen, forschenden Blick das Antlitz des Geliebten. Madonna, welch' ein zorniger Ausdruck! . . .

Es drängte sie, ihm um den Hals zu fallen, ihn um

Verzeihung zu bitten; sie hatte schon den ersten Schritt gethan; da erinnerte sie sich der Worte, die gestern die Fürstin gesprochen, und sie blieb wie erstarrt stehen. Die Hände leidenschaftlich gegen das Herz pressend, schloß Chiara mit einem unsagbar schmerzlichen Ausdruck die Augen. Sie sah im Geiste all' die bunt bebänderten, geschminkten, unverschämt sich brüstenden Weiber, denen sie auf dem Pincio, auf dem Corso und im Theater begegnet war . . . . Alle haben ihre Arme um seinen Hals geschlungen, dachte sie, und Grausen und Entsetzen überkam sie.

„Alfonso! Ca—ro Alfonso!“ kreischte plötzlich der Kakadu.

Das versöhnte Sant' Anna. Aus der Fenstervertiefung tretend, sagte er mit weicher Stimme: „Chiara! Sage, daß du ihn diesen Namen gelehrt hast, und ich bin der glücklichste Mensch auf Erden.“

Er stellte den Hut auf den nächsten Stuhl und ging mit lebhaften Schritten auf sie zu.

Chiara aber raffte ihr Kleid zusammen und trat einige Schritte zurück. Es lag etwas unbeschreiblich Verletzendes in dieser Bewegung, ein Kommentar zu dem Abscheu und der Verachtung, welche ihre Züge ausdrückten.

Sant' Anna unterdrückte seine Zornesaufwallung und er sagte mit erzwungener Ruhe: „Hast du vergessen, daß du dich mir zu eigen gabst, daß ich ein Anrecht auf dich habe, seit meine Lippen die deinigen berührten? Hast du vergessen, daß du mir gehörst?“

„Sie täuschen sich, Herr Marchese,“ erwiderte sie ruhig und kalt. „Ich habe einen andern zu meinem Bräutigam erkoren.“

Der Edelmann lächelte ironisch. „Dessen Namen Sie mir nicht verschweigen werden. . . . . Wer ist Ihr Bräutigam?“

Sie gab keine Antwort, sondern deutete stumm auf das goldene Crucifix, das an einer goldenen Kette um ihren Hals hing.

Sant' Anna, der sich vorgenommen hatte, die religiöse Schwärmerei seiner Braut völlig zu ignoriren, wenn Chiara derselben nicht selbst erwähnen würde, sagte: „Verzeihung, Marchesa! Aber ich habe Sie nicht verstanden. . . . . Wer ist Ihr Bräutigam?“

„Der Heiland!“

„Der Heiland! Sie belieben zu scherzen, Marchesa!“

Dabei warf er sich auf einen Sessel und begann laut zu lachen.

Dem Mädchen wurde es unbehaglich zu Muthe. War dieses das Benehmen eines Schuldigen? Hätte er so sorglos sein können, wenn er sich eines Vergehens bewußt gewesen wäre? Er schien nicht einmal daran zu denken, Abbitte zu thun, um Vergebung zu flehen! Und warum lachte er? Wenn er sie noch liebte, warum fiel er nicht auf die Kniee, sie zu bitten, von ihrem entsetzlichen Vorhaben abzustehen? Vermeinte er wirklich, daß sie gescherzt habe? . . ..

„Wenn Sie mit dem Lachen zu Ende sind,“ begann Chiara kühl, „werden Sie hoffentlich die Güte haben, mir Ihre unbegreifliche Heiterkeit zu erklären.“

„Verzeih' mir, Chiarina!“ entgegnete Sant' Anna mit gewinnender Freundlichkeit, „aber ich konnte nicht umhin, zu lachen. . . . Ich hinterlasse eine liebevolle, zärtliche, ent-

zückende Braut — und finde ein eiskaltes, marmorblasses Wesen, eine leblose religiöse Schwärmerin . . ."

„Und das erregte Ihre Lachlust? . . . ." unterbrach Chiara den Marchese.

„Nicht das!" entgegnete ernst der junge Edelmann. „Wüßte ich nicht, daß diese Kälte eine angenommene, diese Blässe eine vorübergehende ist, daß dieser herbe, bittere Zug um den Mund sich in ein süßes, beseligendes Lächeln verwandeln wird, ich müßte über mein marmorkaltes Bräutchen weinen. Was mich lachen machte, war die närrische Idee, daß ein himmlich-schönes, geliebtes und liebendes Geschöpf, das auch nicht Eine der zur Nonne erforderlichen Eigenschaften besitzt, daß dieses holde Wesen sich einen Bräutigam erwählt, der im siebenten Himmel hoch über den Sternen thront."

Bei den Worten: „geliebtes und liebendes Geschöpf" hatte ein leiser Schauer das Mädchen durchbebt, der dem jungen Manne nicht entgangen war. Er trat dicht an sie heran. Chiara wich diesmal nicht zurück; sie blickte stumm vor sich hin und wagte kaum zu athmen.

Er fuhr fort: „Chiara, gedenke der seligen im Atelier des Spaniers verbrachten Augenblicke, als du zum erstenmale den Ton vernahmst, den die Leidenschaft der Stimme verleiht, als dich meine Arme liebevoll umschlangen, dein Herz gegen das meine schlug, unsere Lippen sich zum ersten seligen Kusse vereinten! . . . Du bebtest damals vor Wonne; denn du liebtest mich — und du liebst mich noch! Die Gluth, die sich jetzt über dein süßes Antlitz breitet, der Schauer, der dich durchzittert, verrathen es mir. Wirst du jene wonne-

vollen Secunden vergessen können? Nein! sage ich dir. Ein Weib, das liebt und geliebt wird, darf sich dem Himmel nicht weihen. Nur liebeleere, gefühllose Frauen, deren Herzen nie rascher pochen, oder Verbitterte, welche alle Lebensfreuden ausgekostet haben, auch sündige Geschöpfe, deren Vergehen durch lebenslängliche Entsagung kaum zu sühnen sind, nur alte, kinderlose, vom Unglück heimgesuchte, einsame Menschen, nur diesen ist es gestattet, ins Kloster zu gehen. Dir aber nicht! Du hast andere, heiligere Pflichten. Du mußt den Lebensabend deines alten Vaters verschönern, mußt eine glückliche Gattin, eine zärtliche Mutter werden. Dafür bist du geschaffen. Glaube nicht, daß die Ruhe, die Gleichgiltigkeit gegen das weltliche Glück rasch zu erzwingen seien. . . . . Jahrelang schlägt das junge, liebebedürftige Herz mit jugendlichem Feuer und will nicht ruhen; es sehnt sich nach einem andern Herzen, das sein Pochen mit gleichem Ungestüm erwidert. Es wird dich bis ins Herz frieren in deinem öden, kalten, liebeleeren Kloster. Wo immer du sein wirst, in der kahlen Zelle, in den schaurigen, endlosen Gängen, auf den marmornen Stufen des Altars — überall wirst du die Stimme deines einstigen Geliebten, heiteres Kinderjauchzen vernehmen, und dein Herz wird bluten, wenn du denkst: Hätte ich mich nicht lebendig begraben, so wäre ich jetzt eine geliebte Gattin, eine glückliche Mutter! . . . O Theuerste, laß mich dich diesem elenden Schicksal entreißen!"

Alfonso breitete die Arme aus, um sein Mädchen zu umfangen, doch Chiara ließ ihn nicht gewähren. Seine Rede hatte sie bewegt; ihr Herz schlug heftig; sie zitterte am ganzen Körper, und trotzdem rief sie:

„Entfernen Sie sich!“ Dabei hielt sie ihre Hände wie abwehrend vor sich hin. Sie dachte in diesem Augenblick wieder an das, was ihr Padre Benedetto und die Fürstin über den Marchesa zugezischelt hatten. „Ich dulde es nicht, daß Sie mich berühren! Meinen Sie etwa, daß ich mit den Liebkosungen, welche Sie bei Ihren schwelgerischen Gelagen an gefallene Frauen wegwarfen, kirre zu machen bin? . . . Wahrlich, mein Herr, Sie müssen von meinem Unwerthe sehr durchdrungen sein, wenn Sie glauben, daß ich Ihre Gattin werden könnte. Eine Ripamonti nimmt keinen Libertin zum Gatten. Eher ins Grab!“

„Halt' ein!“ rief Sant' Anna mit maßlosem Zorne. „Schweige, ehe der Abgrund, der sich nach diesen Worten gähnend zwischen uns aufthat, ein unübersteiglicher wird!“

Er durchmaß das Zimmer, ohne zu sprechen, um sich zu beruhigen, und fuhr dann, von neuem vor sie hintretend, in minder erregtem Tone, aber mit zornfunkelnden Augen fort:

„Einfältiges Kind! Was weißt du von schwelgerischen Gelagen, gefallenen Weibern und Libertinage! Es war das letztemal, daß solche Worte über deine reinen Lippen kommen. Edle Frauen dürfen von solchen Dingen nicht reden. Hörst du? . . . Wer wagte es, deinen lautern Kindersinn zu trüben, deine vertrauensvolle Seele zu vergiften? Erboste Betschwestern müssen es gewesen sein, die dir um deiner Schönheit, deiner gläubigen Seele, deiner Jugend willen gram waren, oder waren es die Priester? . . . Gleichviel — wer immer es war, er verdiente mit einem Mühlstein um den Hals in die tiefe See geschleudert zu werden; denn nichts

ist grausamer, strafwürdiger, schändlicher, als einem Kinde den Glauben an den Mann zu rauben, den es liebt. Pfui über den Verleumder!“

„Sie haben dich also verleumdet, Alfonso?“ fragte Chiara mit süßer Stimme. „Du bist nicht schuldig? . . . Du bist allein nach Paris gereist? Es war Niemand, gar Niemand bei dir? . . .“

Chiara legte ihre Hände auf seine Schultern und sah ängstlich forschend in seine Augen.

„Ich war allein — selbst ohne Kammerdiener!“ erwiderte der junge Mann, indem er eine ihrer kleinen Hände küßte.

„O, der Kammerdiener hätte dich schon begleiten dürfen!“ meinte sie mit schalkhaftem Lächeln.

„Und wen hätte ich nicht mitnehmen dürfen?“ fragte er.

Chiara erröthete und legte ihr Köpfchen auf seine Schulter. Sie schämte sich wegen ihrer Zweifel.

„Süßes Närrchen!“ flüsterte Alfonso, indem er die wiedergewonnene Braut umschlang und sie an seine Brust zog. „Wie konntest du glauben, daß ich nicht allein nach Paris reiste, da du doch wußtest, daß meine ganze Seele von dir erfüllt war?“

„Verzeih' mir!“ bat sie.

„Gern! aber dafür mußt du mich belohnen.“

„Gewiß! Womit? . . .“

„Du erräthst es nicht?“ fragte er und sah ihr tief in die schönen Augen.

Chiara erröthete und sagte in scherzendem Tone: „Ich habe keine Ahnung von dem, was du willst.“

„Nicht? . . . . Sieh Einer die kleine Heuchlerin! Der Rosenmund, der so reizend zu lügen versteht, kann gewiß auch unvergeßliche Küsse geben. Laß doch sehen!"

Und er beugte sich vor. Chiara entwand sich lachend seinen Armen und lief im Zimmer umher, er ihr nach. Endlich ließ sie sich fangen; denn auch sie sehnte sich, den geliebten Mann zu umarmen . . .

Dann ließen sie sich auf das Sopha nieder und erzählten sich, eng aneinander geschmiegt, wie unglücklich sie gewesen und wie glücklich sie jetzt seien.

„Und wir wollen es ewig sein!"

„Ewig!"

Fünftes Buch.

Vater und Sohn.

Erstes Kapitel.

Mann und Frau.

„Auch diese schwere Arbeit ist vollbracht!" murmelte Johannes Röder, indem er mit einem leisen Seufzer den Deckel eines kleinen Reisekoffers zuklappte, den er alsdann schloß und zu dem übrigen Gepäck stellte, das sich in einer Ecke des Zimmers befand.

Er ließ sich auf einen Sessel nieder und betrachtete traurigen Blickes sein von zwei Kerzen nur matt erleuchtetes Gemach. Auf der Erde lagen zerstreut kleine unbrauchbare Dinge, Papierreste, Stückchen Holz, Bindfaden. Sowohl diese wie die kahlen Wände, der leere Raum, wo der Flügel gestanden, die Koffer und der Plaid, kurz, die ganze Umgebung sagte ihm, daß er reisefertig sei, daß er die Ewige Stadt verlassen werde, diese ihm so theure, ach, so schmerzlich theure Stadt.

Den Kopf auf die Hand gestützt, überließ er sich ganz seinen wehmüthigen, trauervollen Gedanken.

Vor wenigen Tagen war in der Kirche des ***Klosters in Gegenwart des Cardinals Rota degli Aldofrandi ein feierliches Triduum, ein „Desinfections-Hochamt“, wie das römische Volk sagte, abgehalten worden. Außerdem hatte der Porporato besagtem Stifte fünfzigtausend Francs verehrt, womit der abgebrannte Flügel des Klosters wieder aufgebaut werden sollte. Marchesa Chiara Ripamonti aber spendete dem Convent ein Kapital von hunderttausend Lire, von dessen Zinsen täglich eine gewisse Anzahl von Armen Speise und Trank aus den Händen der Nonnen erhalten sollten, während Marchese Sant' Anna der wunderthuenden Madonna der Klosterkirche einen Schmuck von unschätzbarem Werthe weihte.

Morgen sollten die Glücklichen vermählt werden, und morgen, unmittelbar nach der Trauung, wollte Johannes abreisen.

Heute mußte Beatrice seinen Brief erhalten haben, in dem er ihr mittheilte, daß er Rom verlasse, und sie von seinem neuen Wohnort in Kenntniß setzte, für den Fall, daß sie jemals seiner bedürfen sollte. Er schloß sein Schreiben mit der inbrünstigen Bitte, daß sie nie die Worte vergessen möge, welche er gesprochen, als sie sich zum letztenmale sahen. . . .

„Wird sie mir eine Zeile schreiben? „fragte er sich, zu dem tiefblauen Himmel emporblickend. Kann sie so grausam sein, mich reisen zu lassen, ohne mir ein freundliches Abschiedswort zuzusenden? O, wenn sie mich zu sich riefe, wenn sie mir gestattete, sie noch einmal zu sehen! . . .

Da ertönte die Hausglocke.

Johannes richtete sich auf und horchte in höchster Aufregung.

Die Hausthür wurde geöffnet. . . . Er hörte, daß eine weibliche Stimme fragte, ob Herr Johannes Röder allein sei. Als die Dienerin antwortete, der Herr Capellmeister sei allein, erwarte aber Besuch — ob sie die Dame anmelden dürfe, erwiderte jene weibliche fremde Stimme, es sei nicht nöthig, sie wolle unangemeldet eintreten. . . . Dann vernahm Röder rasch sich nähernde Tritte, die Thür flog auf, und er sah eine tiefverschleierte hohe Frauengestalt, welche einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb und zu ihm hinüberzuschauen schien, dann aber die Thür abschloß und eilig auf ihn zuschritt, indem sie ihren Schleier zurückschlug. . . .

Röder, der sich bei dem Eintritt der verschleierten Dame erhoben hatte und ihr unwillkürlich mit halb neugieriger, halb scheuer Miene entgegengegangen war, trat jetzt rasch einen Schritt zurück und schrie, fast entsetzt: „Fürstin!"

„Still! still!" flüsterte Isidora — denn sie war es. „Ich mußte Sie sehen, Sie sprechen, Johannes! Warum erfüllten Sie nicht meine Bitte, warum kamen Sie nicht zu mir? Das war nicht nur unhöflich, es war grausam! Ach, Sie ahnen noch immer nicht, was in mir vorgeht!"

Mit diesen Worten sank die Fürstin in den Lehnstuhl, welchen Johannes eben verlassen hatte und begann zu weinen. Isidora hatte sich die Kunst angeeignet, schön zu bleiben, wenn sie weinte. Diese hellen Tropfen, welche von

ihren langen schwarzen Wimpern auf ihre bleichen Wangen fielen; der Glanz ihrer feuchten Augen; der leise zuckende schöne Mund verliehen ihrem Antlitz einen unbeschreiblichen Zauber.

Johannes fand die Spanierin zum erstenmale hinreißend schön; denn sie schien eine Seele zu besitzen; sie flößte ihm Mitleid ein, weil sie zu leiden schien. Alle Unglücklichen waren dem Jüngling sympathisch.

„Durchlaucht," begann er mit sanfter Stimme, „Sie können nicht hier bleiben . . . Ich bitte Sie, gehen Sie!"

„Nicht eher, als bis . . . ."

Er ließ sie nicht ausreden. „Sie müssen sich entfernen — allsogleich! Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie noch heute besuchen — aber gehen Sie! Jeden Augenblick kann Der kommen, den ich erwarte."

„Lassen Sie sich verleugnen!" sagte Isidora achselzuckend. Sie weinte nicht mehr. Röder's Worte hatten ein triumphirendes Lächeln auf ihre Lippen gelockt.

„Simon Marques würde es nicht glauben. . . . Was ist Ihnen?"

Die Fürstin war bei der Nennung des Spaniers aufgesprungen. „Marques erwarten Sie?" stammelte Isidora, indem sie blaß wurde. Ihr ganzer Körper zitterte. „Mir ist nicht wohl," fuhr sie tonlos fort. „Ja, ich werde nach Hause gehen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie versprechen, mir auf dem Fuße zu folgen."

„Ich verspreche es Ihnen, Durchlaucht!"

„Also auf Wiedersehen!" flüsterte sie und eilte aus dem Zimmer und aus dem Hause.

Eine halbe Stunde später erstieg Johannes Röder die hell erleuchtete Treppe des spanischen Palastes. Er hatte nicht bemerkt, daß ihm eine in einen Mantel gehüllte Gestalt gefolgt war, daß dieselbe Gestalt gleichfalls das Palais der spanischen Gesandtschaft betreten hatte.

Der Capellmeister wurde von der Zofe der Fürstin empfangen und in den Musiksaal geleitet, wo Isidora, auf einer niedrigen Causeuse ausgestreckt, ganz in Schwarz gekleidet, ihn erwartete.

„Setzen Sie sich — nein, hierher!" befahl sie, auf ein Tabouret weisend, das dicht neben ihr stand. „Mein Mann ist nicht zu Hause," fügte sie lächelnd bei.

Johannes gehorchte nicht, sondern ließ sich auf einem der Causeuse gegenüberstehenden Stuhl nieder. Er hatte längst eingesehen, daß es thöricht war, der Fürstin zu versprechen, daß er sie besuchen würde. Indeß besaß er die löbliche Gewohnheit, sein Wort zu halten, und so war er denn gekommen. Die letzten Worte der Spanierin: „Mein Mann ist nicht zu Hause," hatten ihn aber verletzt, und er bereute im Stillen, so gewissenhaft gewesen zu sein. Auch sah Isidora jetzt nicht mehr aus wie vor einer halben Stunde. Aus ihrem Antlitz war jede Spur von Weichheit verschwunden; dem kummervollen Ausdruck, der Johannes gerührt, hatte siegesbewußter Uebermuth Platz gemacht.

Er that, als habe er nicht verstanden, daß sie mit jenen Worten nichts Anderes hatte sagen wollen, als daß er zu ihren Füßen getrost Platz nehmen könne, da sie vor einer Störung von Seiten des Fürsten sicher seien, und bemerkte: „Ich bedaure sehr, daß Se. Excellenz nicht zu

Hause ist; denn ich hätte gern auch von ihm Abschied genommen."

Isidora ward plötzlich ernst. Sich aufrichtend und zu Johannes hinübersehend, fragte sie: „Wie lange werden Sie abwesend sein?"

„Ich kehre nie wieder!"

Die Spanierin schnellte in die Höhe und starrte dem Jüngling in die Augen. Auch er hatte sich erhoben.

„Der Cardinal sagte mir, daß Sie nur wenige Wochen ausbleiben werden!?"

„Dann hat Se. Eminenz nicht die Wahrheit gesprochen. Ich verlasse Rom auf Nimmerwiedersehen!"

„Ach, Johannes, lassen Sie sich von dieser unseligen Leidenschaft nicht dergestalt hinreißen," sprach Isidora rasch, mit fieberhaft gerötheten Wangen und fliegendem Athem. „Sie erbleichen? . . . O, ich weiß Alles: Sie lieben, und die Sie lieben, gehört einem Andern. Das ist qualvoll. . . Zugestanden! Aber es gibt einen Balsam für diese Art Leiden. . . . Auch währt diese Qual nicht ewig. Sie sind zu jung, um Liebesschmerz nicht verwinden zu können. Diese Liebe wird untergehen, eine andere aufgehen. Glauben Sie es, Johannes, man liebt nicht bloß einmal im Leben! Wie mit jenem Wundervogel aus dem Palmenlande, so ist's mit der Liebe: Aus der Asche der alten steigt die neue auf. Verzweifeln Sie daher nicht, Johannes, bleiben Sie unter uns! Wir . . . ich werde Sie zu trösten suchen; lassen Sie mich ihre Freundin sein! Es wird vorübergehen, mein Liebling! Verloren war Marchesa Chiara für Sie ja so oder so . . ."

Blaß, keines Wortes mächtig, hatte Röder während dieser Rede dagestanden. Bei den letzten Worten athmete er wie erlöst auf. „Gottlob!“ sagte er bei sich; sie sprach nicht von Beatrice Deste, sondern von Chiara Ripamonti!“ Sein Geheimniß war unentweiht.

Die Wangen des Capellmeisters färbten sich; seine Augen strahlten, und mit einem seltsamen, glücklichen Lächeln, das sich Isidora nicht zu erklären wußte, sagte er: „Wenn ich Sie anders recht verstehe, so glauben Sie, daß ich die Braut meines Freundes Alfonso liebe. Sie täuschen sich, Durchlaucht.“

Isidora mißverstand Sinn und Zweck dieser Worte. Er wollte damit verhindern, daß die heißblütige, aus Eifersucht zu Allem fähige Frau, wie Marques sagte, die holde Chiara um seinetwillen hasse und ihr die nun endlich angebrochene glückliche Zeit etwa durch kleine Nadelstiche verbittere. Isidora aber vermeinte, daß jenes feine Lächeln, jene Worte den Sinn hätten: „Ich liebe die Marchesa nicht; denn ich liebe Sie!“

„Ach, haben Sie Dank, Johannes, für diese Versicherung!“ sagte sie in einem gefährlichen, bebenden Flüstertone, während ihre großen Augen sich mit versengender Glut in die seinen senkten, ihr süßer Hauch seine Wange streifte. „Sie ahnen nicht, Johannes, wie mich der Gedanke gequält hat, daß Ihr Herz nicht mehr frei sei, daß das Bild dieser Römerin es erfülle. Denn Sie wissen nicht, daß ich Sie liebe und wie ich Sie liebe! O, wenden Sie sich nicht ab, mein Freund, versuchen Sie nicht zu entfliehen!“ Hier ergriff sie seine Hände, umklammerte dieselben mit aller

Kraft und fuhr leidenschaftlich fort: „Ich lasse Sie nicht von mir, ehe ich Ihnen wiederholt gesagt habe, daß ich Sie liebe, leidenschaftlich liebe; ich halte Sie so lange umklammert, bis Sie mir gestehen, daß meine brennenden Fingerspitzen Sie versengen, daß Ihr Herz verlangend pocht. Sehen Sie mich nicht so empört an! Sie sind ja noch nicht Priester! Lernen Sie zuvor die Liebe kennen! Ach, es ist so süß, zu lieben. . . . . Wer nicht geliebt hat, der hat nicht gelebt."

Und mit einer katzenartigen Bewegung warf sie die Arme um seinen Hals und drückte ihren schönen Mund auf den seinen.

Johannes stieß mit dem Fuß auf den Boden — sein Blut kochte. Wie? ein Mann sollte nicht die Kraft besitzen, Herr seiner selbst zu bleiben? . . . „Dieses Weib," rief er empört bei sich, „dieses Weib, das ich verachte, weil es sich mir so schamlos aufdrängt, dieses Weib sollte mich hinreißen, daß ich meiner selbst vergesse?" Nein, das war nicht der „süßeste Schmerz des Lebens", den ihn Beatrice zu durchkosten bat! . . .

Gewaltsam riß er sich los. Isidora aber glitt nieder auf den Boden, umschlang seine Kniee und blickte auf zu ihm mit halbgeöffneten Lippen und wollüstigen Augen — ein verführerisches Bild profaner Liebe.

„Erheben Sie sich, Durchlaucht!" rief Johannes, die Arme verschränkend.

In demselben Augenblick wurde die zu den Gemächern der Fürstin führende Thür aufgerissen; die Zofe, welche Röder vorhin eingeführt hatte, stürzte athemlos herein und

flüsterte, indem sie mit der Hand auf den Eingang wies: „Er kommt! Er kommt!“

Zu gleicher Zeit erschien eine Gestalt in der andern Thür, bei deren Anblick Isidora, erbleichend, jäh emporsprang und wie Espenlaub zu zittern begann.

Es gibt Momente im Leben, wo selbst die kleinste, lächerlichste, unscheinbarste Gestalt imponirend wird, und ein solcher war der gegenwärtige. Mit stierem Blick hafteten Isidora's Augen auf dem Fürsten, der wie versteinert auf der Schwelle stand. Sein Gesicht war aschgrau; seine Augen funkelten unheimlich. . . .

„Hatte er gelauscht?“ fragte sich Isidora mit geheimem Schauder. „Was hatte er gehört? . . . was gesehen? . . .“ Wohl Alles, da er sie keines Blickes würdigte, während er, als er endlich ins Zimmer trat, den Capellmeister mit vollendeter Höflichkeit begrüßte.

„Was thun Sie hier?“ herrschte Sagunta die Zofe an, die blaß und zitternd noch auf demselben Platz stand. Das Mädchen murmelte einige unverständliche Worte und beeilte sich, das Zimmer zu verlassen.

„Sie haben musicirt mit meiner Frau?“ fragte hierauf der Fürst mit einer eigenthümlichen, hohlklingenden Stimme. „Schön, schön! Aber setzen Sie sich doch, Herr Capellmeister!“

Dabei ließ er sich auf einen Stuhl nieder. Johannes rückte einen Sessel herbei und that ein Gleiches.

Er will mit Schweigen über die Sache hingehen! jubelte Isidora bei sich. Dieser Gedanke verlieh ihrem Geist, ihren Gliedern Elasticität. Zeit gewonnen, Alles gewonnen!

dachte sie, indem sie mit bewunderungswürdiger Grazie in einen Fauteuil sank.

Sagunta wandte sich jetzt zu ihr und sagte: „Nun, was wolltest du mir sagen?"

„Ich?" fragte erstaunt die Fürstin.

„Marques, den ich unterm Thorweg traf, sagte mir, du wünschest mich zu sprechen," erklärte der Gemahl.

Das kam unerwartet! Isidora hatte bei der Nennung des Spaniers die Farbe gewechselt und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, als Sagunta schwieg. Marques also war schuld an diesem Ueberfall? Wie konnte er aber wissen, daß Johannes bei ihr war? Hatte dieser es ihm gesagt? Daß der Künstler ihre Neigung zu dem Jüngling wittere, wußte Isidora; hatte er ihrem Gemahl diesen Verdacht aus Rache für den Schmerz, den sie Donna Chiara bereitet, beigebracht und ihm zugleich Einiges über ihre Vergangenheit mitgetheilt? . . .

Mit der Schnelligkeit des Blitzes warf das schuldige Weib diese Fragen auf. Was hätte Isidora in diesem Augenblick gethan, um zu erfahren, was der Fürst wußte!

Es war eine peinvolle Pause.

„Nun, Isidora? Ich warte auf deine Mittheilungen!"

„Nicht jetzt, mein Lieber!" erwiderte die schlaue Frau, indem sie ihrem Gemahl mit den Augen zu verstehen gab, daß sie in Gegenwart des Capellmeisters nicht sprechen wolle.

Röder erhob sich, nahm von dem Ehepaar Abschied und ging.

Die Fürstin empfand dabei keinen Schmerz, obwohl sie wußte, daß Johannes am folgenden Tag abreiste, daß sie ihn vielleicht erst nach Jahren, vielleicht nie wieder sehen werde. Ihre Leidenschaft war plötzlich verflogen; die Liebe hatte sich in Haß verwandelt. Sie konnte jetzt schon nicht mehr begreifen, wie sie so toll sein konnte, ihre glänzende Lebensstellung für diesen „dummen Jungen" auf's Spiel zu setzen. Und die Stunde, durch welche sie Alles verlor, war nicht einmal eine glückliche gewesen! Verlor? . . . . War sie denn wirklich verloren? Hatte Simon Marques sie verrathen, hatte er dem Fürsten Alles, Alles gesagt? . . .

Isidora blickte forschend in das Gesicht des Gatten, der Johannes Röder mit vollendeter Höflichkeit bis an die Thür geleitet hatte und alsdann dicht vor sie hingetreten war. Er sah schrecklich aus — streng, fast grausam, blaß, kalt; sein Gesicht war wie aus Erz geformt; jeder Muskel sprang hervor, schien versteinert zu sein. . . . „Mein Gott!" dachte Isidora, „er weiß Alles!"

Und sie glitt auf den Boden nieder und hauchte in der demüthigen Haltung eines Opferlammes: „Vergib! . . ."

Er maß sie mit einem wegwerfenden Blick.

„Sei nicht hart!" fuhr sie flehentlich fort. „Noch ist kein unheilbares Uebel geschehen. Ich war leichtfertig, Rodriguez, aber nicht ehrlos, was du gehört, gesehen haben mußt, da du, Gott sei's gedankt, an jener Thür horchtest. . . ."

Diese Worte waren eine Art Senkblei, mit dem das listige Weib erforschen wollte, wie lange Sagunta Zeuge des stattgehabten Auftrittes gewesen und was, wie viel er aus Marques' Mund von ihrer Vergangenheit erfahren hatte.

Der Fürst gebot ihr mit zorniger Geberde, zu schweigen.

„Ein Sagunta," sagte stolz der undiplomatische Mann, „ein Sagunta stellt sich nicht hinter die Thür, um zu horchen. Ich kam hierher einzig und allein, weil Simon Marques mir sagte, daß Sie mich zu sehen wünschten. Es war nicht meine Absicht, Sie zu belauschen — Sie, die Fürstin Sagunta y Margas, zu den Füßen eines Mannes zu überraschen."

Die Stimme versagte ihm. Er schöpfte tief Athem und fuhr nach kurzem Stillschweigen langsam, jedes Wort betonend, fort: „Ich habe Ihnen einst erzählt, Madame, daß Fürst Juan Sagunta y Margas, mein edler Ahne, seine Gattin, weil sie treulos war, das Herz ihres Buhlen zu essen zwang."

„Rodriguez!" rief die Fürstin.

Er fuhr mit derselben kalten Ruhe wie vorhin fort: „Haben Sie aus diesem Act der Rache nicht gelernt, daß es gefährlich ist, einen Sagunta zu beleidigen?"

„Du willst ihn tödten?" stieß Isidora gepreßt hervor.

„Ihn?" rief der Fürst und lachte ironisch. „Man tödtet einen Verführer, nicht aber einen Verführten. Uebrigens ist das Tödten aus der Mode," fuhr er mit grauenerregender Ruhe fort. „Das Duell aber sagt mir nicht zu. . . . . Scheidung! Damit rächt sich der beleidigte Gatte unserer Zeit. Und das soll auch meine Rache sein. Eine geschiedene Frau ist ein der allgemeinen Verachtung preisgegebenes Geschöpf."

„Wenn die Welt sie für schuldig hält," fiel die Fürstin ein.

„O, die Welt wird Sie nicht für unschuldig halten,"

unterbrach Sagunta seine Gemahlin; „denn Sie sollen des Rechtes verlustig erklärt werden, meinen Namen ferner zu tragen.“

Ein leiser Schrei entfuhr Isidora's Lippen. Dann erhob sie sich, sah ihren Gatten stolz und groß an und sagte vornehm: „Ehe man ein Weib verurtheilt, erlaubt man ihm, sich zu rechtfertigen. Wessen klagen Sie mich an? Was hat Marques Ihnen gesagt?“

„Marques?“ rief Fürst Sagunta mit weit geöffneten Augen. „Was weiß Marques von Ihnen, Madame?“

„Das ist keine erkünstelte Verwunderung,“ sagte Isidora bei sich. „Er weiß offenbar nicht, was der Maler mir einst war. Marques hat mich also nicht verrathen. . . . . O, dann ist es ja ein Spiel den erzürnten Gemahl zu besänftigen, zu versöhnen! . . .“

„Nichts weiß Marques von mir!“ erwiderte Isidora mit unschuldiger Miene. „Ich fürchtete, er habe mich verleumdet . . . .“

Sagunta unterbrach sie mit den Worten: „Die Marques de la Serna verleumdet Niemanden . . . auch sind sie keine Zwischenträger. Außerdem hat dieser Graf Marques de la Serna eine hohe Meinung von Ihnen, Madame. Das ließ er mich oftmals empfinden. Auch er hat sich in Ihnen getäuscht.“

„Nein, Rodriguez, nein! Du hast dich in mir nicht getäuscht,“ log sie in pathetischem Tone. Sie fühlte jetzt wieder festen Boden unter ihren Füßen, und dies verlieh ihrer Haltung, ihrer Stimme Sicherheit. „Rodriguez! Es wäre grausam, es wäre deiner unwürdig, wolltest du ein

Weib verurtheilen, das nur aus Verzweiflung gefehlt hat. Ja, nur aus Verzweiflung — ich schwöre es! Du, du bist schuld an meinem Fehltritte. Was thatest du, um dein Weib von Irrwegen fernzuhalten? Den ganzen Tag mußte deine Gattin entweder eine Zahl eitler, platter Frauen und Männer empfangen oder langweilige Besuche abstatten! Elegante Equipagen, glänzende Toiletten, funkelnde Edelsteine, prachtvolle Möbel bilden nicht das Glück einer Frau! Das Weib will geliebt werden, Rodriguez! Liebe ist ihm Lebensbedürfniß. Wenn ich Nachts allein in meinem Schlafgemache bin, da fahren mir oft gar böse Gedanken durch den Kopf. Ich fühle mich so einsam, so verlassen, so ungeliebt! Und während ich heiße Thränen vergieße und mich vor Sehnsucht nach Liebe, nach dir verzehre, sitzest du bei deinem Wein und leerest Flasche auf Flasche. Nur eine Champagnerlaune vermochte dich zu mir zu führen. Wie empörte mich das! Ja, ich ließ dich fühlen, daß ich dich verachtungswürdig fand. War das nicht natürlich? Ist es ein Wunder, daß mein verschmähtes, zertretenes Herz, welches so stürmisch danach verlangte, verstanden zu werden, daß dieses arme Herz auf Irrwege gerieth?"

Der Vorwurf traf, so ungerecht er auch war. Sagunta sank in einen Lehnsessel, schlug beide Hände vor das Gesicht und seufzte tief. Eine Weile brütete er über Isidora's Worte nach; während dessen betrachtete ihn die falsche Frau mit ängstlicher Spannung. Endlich sprang der Fürst auf, machte mit der Rechten eine abwehrende Bewegung, als wollte er thörichte Gedanken verscheuchen, und sagte in erfrierend kaltem Tone: „Ihre Worte würden mich treffen —

wenn Sie nicht längst aufgehört hätten, mich zu lieben, lange bevor ich, durch Ihr kaltes, abstoßendes Wesen verletzt, zu dem Schmerz und Kummer betäubenden Laster meine Zuflucht nahm."

„Du täuschest dich, Rodriguez," erwiderte Isidora sanft. „Schon in Petersburg, ja in Andalusien warst du diesem Laster ergeben."

„Weib, du lügst!" unterbrach er sie mit flammenden Augen. „In jener Nacht, da ich dir bis in dein Zimmer folgte, angelockt, verführt durch ein Lächeln von deinen Lippen, da du mich behandeltest wie einen Schulknaben, in jener Nacht, wo du mich von dir stießest, erzwang ich zum erstenmale Vergessenheit!"

„Ach, dann verzeih', verzeih'!" rief sie, warf sich zur Erde und schmiegte ihre Wange an seine Kniee. „Wenn du wüßtest, wie ich in jener denkwürdigen Nacht weinte, wie ich es bereute, zu stolz gewesen zu sein, mich mit jener plötzlichen Glut zu begnügen, einer Glut, die ich nicht von der Liebe, sondern vom Weine geschürt glaubte, wenn du wüßtest, wie ich in jener Nacht gelitten habe, so würdest du mir jetzt Alles verzeihen, mich liebevoll und nicht so finster anblicken. Weißt du denn nicht" — hier schlug sie jenen leisen Ton an, in welchem eine verschämte, tugendhafte Frau dem Manne, den sie liebt, irgend ein Liebesgeheimniß anvertraut — „weißt du denn nicht, daß ich in jener Nacht mich von meinem Lager erhob und in leichtem Nachtgewande bis nach der Thür deines Zimmers ging, um dich zu rufen, dir liebreich die Hand zu reichen, um ein Versöhnungsfest zu feiern? . . . Doch mein Stolz trieb

mich wieder von dannen. In toller Verblendung hielt ich dich meiner Liebe nicht für würdig! Ach, verzeih' mir! Ich war stolz, ja, aber ich habe nie aufgehört, dich leidenschaftlich zu lieben!"

Sie schwieg. Dem armen Manne schwindelte es. Ihre sonore Stimme, die ihn stets so tief bewegte, der wohlbekannte Duft ihrer weichen Haare, in die er in unvergeßlichen Minuten mit namenlosem Entzücken sein Gesicht vergraben hatte, ihre glühende Wange, die sich so liebevoll an ihn schmiegte — all' das berauschte den verliebten Gatten. In seiner Seele glühten unbestimmte Wünsche, Schmerz, Sehnsucht, Zweifel und Verzweiflung.

„Ich ahnte nicht, daß du mich noch liebtest," sagte er tonlos. „Deine Kälte, deine anscheinende Abneigung schmerzten mich so sehr, waren mir so unerträglich, daß ich mich jenem Laster ergab, um wenigstens auf Stunden mein Elend zu vergessen."

„Ach, wie konnten wir uns gegenseitig so weh thun! Welch' ein qualvolles Mißverständniß! Doch jetzt, wo wir uns wieder verstehen, wo sich unsere Herzen wieder gefunden haben, jetzt wollen wir unsäglich glücklich sein."

„Es ist zu spät!" erwiderte Sagunta mit dumpfer Stimme. „Zu spät! Wir müssen uns trennen!"

Alle Weichheit war aus seinem Gesichte verschwunden. Er sah jetzt wieder hart, unerbittlich aus.

„O nein!" rief Isidora. „Es ist nicht zu spät. Vergiß diesen einzigen Fehltritt meines Lebens! Zwischen mir und Röder geschah nichts, was du nicht verzeihen könntest. Ich

schwöre es bei meiner Seligkeit! Schüttle nicht das Haupt, Rodriguez! Bedenke, daß es grausam wäre, mich wegen meines augenblicklichen Leichtsinns von dir zu stoßen! Und was würde die Welt dazu sagen? Wenn du auch von den Gerichten erlangen solltest, daß sie mir das Recht absprechen, deinen Namen zu tragen, glaubst du, die Welt werde darum vergessen, daß ich deine Gemahlin war? O nein, das wird sie nicht. Wer mich sieht, wird ausrufen: „Das ist die ehemalige Fürstin Sagunta y Margas, die es so toll getrieben, daß sie das Recht verlor, den Namen ihres Gatten zu tragen!" Diese Schmach wolltest du über mich, über dich bringen? Man wird denken, daß ich ehrlos war, ja wohl! Einige werden mich verachten, du aber wirst von der Welt verspottet werden. Denn nur die Guten verachten das pflichtvergessene Weib und deren sind bekanntlich Wenige auf Erden. Die Welt, die boshaft ist, beschäftigt sich nicht mit der treulosen Frau, vielmehr mit dem hintergangenen Herrn Gemahl. Den nicht mehr jungen Ehemann," schloß sie, die Worte betonend, „bemüht sich die Welt, zu verlachen, zu verspotten, ihn lächerlich zu machen. Und dem wolltest du dich aussetzen?! . . ."

Das Haupt des Fürsten sank auf seine Brust. Isidora's Rede hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Verspottet, verlacht zu werden, das war ja das Furchtbarste, was sich der spanische Edelmann denken konnte.

Isidora sah an dem unsagbar bittern Zuge um den Mund ihres Gatten, an seinen schmerzlich zusammengezogenen Brauen, daß der giftige Pfeil, den sie abgeschossen hatte, tief in sein Herz eingedrungen war. Er hatte wider ihre

Erwartung die Kraft gehabt, auf die Stimme der Ehre und nicht auf die des Herzens zu hören, sie um ihres Fehltrittes willen zu verurtheilen, sie von sich zu stoßen, obwohl er sie liebte. So stark konnte Sagunta also sein? Sie sah ein, daß sie ihren Gatten verkannt, daß sie sich keine richtige Vorstellung von seinem Stolze, seinem Ehrgefühl gebildet hatte. Mit dieser Erkenntniß kam dem teuflisch schlauen Weibe zugleich die Muthmaßung, daß dieser so streng ehrenhafte Mann sich vor offenkundiger Schmach fürchte. Sie wollte den bescheidenen, sich selbst mißtrauenden Mann, der stets besorgte, man möge ihn wegen seiner kleinen, unschönen Gestalt auslachen, diesen bescheidenen Mann wollte sie zur Einsicht führen, daß die Welt der schönen Frau eines ältlichen Mannes einen Fehltritt verzeiht, ja ihn fast für natürlich, für unvermeidlich hält, während sie den hintergangenen, nicht mehr jungen Ehemann achselzuckend und mit schadenfroher Miene verlacht.

Niemand liebt es, unangenehme Wahrheiten zu hören; selbst nicht die aufrichtigsten, bescheidensten Menschen lieben es. So wirkte die unzarte Anspielung Isidora's auf das Alter ihres Gemahls auch bei Sagunta wie ätzendes Gift.

Wie oft hatte er bei ähnlichen Fällen sagen gehört: „Dem Alten geschah recht. Warum hat er auch ein junges Weib haben wollen!“ „Und das würde nun auch von mir gesagt werden? . . . .“ fragte sich der unglückliche Mann. Nein! Nein! Nein! Eher sterben! Eher an der Seite dieses treulosen Weibes weiter leben, obwohl es schrecklich sein wird, täglich, stündlich sich sagen zu müssen: wer einmal fehlt, fehlt auch zweimal! — täglich, stündlich befürchten

Sie antwortete nicht und sah ihn über die Schulter an.

„Er hat dir also seine Geschichte erzählt," sagte Deste mit veränderter Stimme.

„Ja," erwiderte Beatrice einfach und öffnete ein Kästchen, das auf dem Tische stand. Sie beugte sich über dasselbe und steckte die rechte Hand hinein.

Deste mochte merken, daß ihr seine Erregung nicht entgangen war. Er hatte sich abgewendet und betrachtete jetzt ein Bild, welches einen tiefen blauen Alpen-See darstellte. Er schien ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand lenken zu wollen.

„Wenn Enrico größer ist," sagte er, „mußt du reisen, um dir diesen herrlichen See anzusehen."

„Mit dir?" fragte sie, noch immer in der Schatulle suchend.

Er schwieg.

Sie nahm ein ovales Bildchen aus dem Kästchen und ging mit demselben in der Hand langsam auf ihn zu.

„Mit dir?" wiederholte Beatrice und sah ängstlich zu ihm auf.

Er blieb ihr die Antwort wieder schuldig und sagte ablenkend: „Was hälst du da in der Hand?"

„Ist sie nicht wunderschön?" fragte sie arglos, legte das Miniaturbild auf seine ausgestreckte Hand und blickte fragend in sein Antlitz. Wie erschrak sie, als sie wahrnahm, daß ihr Gemahl die Farbe wechselte und heftig zu zittern begann. Das Bildchen entfiel seiner Hand, und er lehnte sich an die Wand, als fürchte er, umzusinken.

Beatrice starrte ihren Gatten sprachlos an. Diese also

ist die Frau, welche er geliebt hat. Dann, dann . . . und blitzartig schossen an ihren innern Auge all' die Ergebnisse ihrer furchtbaren Entdeckung vorüber.

Er hatte sich indessen gefaßt. Mit ruhiger Sicherheit bückte er sich, um das Miniaturbild, welches dank dem dichten Teppich unversehrt geblieben, vom Boden auf zuheben.

Sie kam ihm zuvor und ergriff rasch das kleine Gemälde. „Jetzt brauchst du mir das Porträt deiner Jugendliebe nicht mehr zu zeigen," sagte Beatrice, ihrem Gatten starr in die Augen sehend.

Er streifte ihr Antlitz mit einem lauernden Blick und entgegnete: „Weßhalb nicht? Ist deine Neugier, es zu sehen, vergangen?"

„Ja — weil die Copie jenes Bildes in meiner Hand ist," erwiderte sie mit einer dumpfen Stimme, die ihn erbeben ließ.

Er fixirte das marmorblasse Gesicht seiner Gattin.

Diese sagte: „Hast du die Stirne, es zu leugnen?"

„Nein!" erwiderte er tonlos.

Die Hand, welche das Miniaturbild hielt, fiel schlaff herab.

„Sie war nicht mein rechtmäßiges Weib," versicherte Deste.

„Du lügst," rief Beatrice mit gebrochener Stimme und sank dann lautlos zu Boden.

Lodovico stürzte hinzu und trug die junge Frau in seinen Armen nach dem Divan, wo er sie niederlegte. Dann

brachte er Wasser herbei und träufelte es tropfenweise auf ihre Schläfe. Doch sie erwachte nicht.

Er riß wie ein Verzweifelter an dem Glockenzuge, benetzte dann Beatricens Stirne von neuem mit Wasser und gab ihr süße, weiche Worte. Vergebens!

Niemand kam. Faika schien das Läuten überhört zu haben, und von der übrigen Dienerschaft durfte Keiner die herrschaftlichen Räume betreten, wenn der Gebieter zu Hause war.

Endlich stürzte Deste aus dem Zimmer, um Faika zu suchen und einen Wagen in die Stadt hinab nach einem Arzt zu senden. Das schwache kaum hörbare Pochen des Herzens seiner jungen Frau hatte Lodovico erschreckt.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so kehrte Beatricen das Bewußtsein zurück. Sie hob den Kopf, sah rings umher und stöhnte: „Allein! verlassen!"

Die kleinen Hände ballten sich krampfhaft zusammen; auf die sonst so süßen, lächelnden Lippen trat plötzlich unselige Entschlossenheit. Mit der nur den Verzweifelnden zu Gebote stehenden Kraft raffte sie sich empor und streifte die werthvollen Armreife und Ringe ab, die sie Lodovico zu Gefallen angelegt hatte. Blos einen Ring behielt sie, jenen, welchen Lodovico ihr bei der Trauung gegeben hatte. Sie blickte nieder zu dem funkelnden Ringlein — da tauchte eine mondhelle Nacht farbenreich vor ihren Augen auf. Bei dem Gedanken an ihre Vermählung begann ihr Blut zu kochen. „Es war ja nur eine Komödie, ein Fastnachtsspiel!" lachte sie bitter und streifte auch den Trauring vom

Finger. Sie konnte doch nicht den Ring tragen, den ihr der Gatte einer Andern gegeben! . . .

Fiebernd sprang sie auf, eilte die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer, trat zu der Wiege und nahm ihren sanft schlummernden kleinen Sohn in die Arme. Dann hüllte sie ihn in einen warmen Shawl, legte ihn sachte auf das Bett, zog einen Mantel an, warf einen dichten Schleier über ihr Haupt und nahm den Kleinen von neuem in die Arme. Geräuschlos verließ sie das Zimmer, glitt den Corridor entlang und trat ins Freie hinaus; sie schritt unbemerkt durch die Kirchlorbeergänge und erreichte ungesehen das Parkpförtchen.

Wenige Secunden später stand die junge Herrin der Villa Deste in der menschenleeren Via Minore.

Drittes Kapitel.

Enthüllungen.

Ein heiterer Himmel wölbte sich über die sonnenhelle Ewige Stadt.

Durch die sonntäglich stillen Straßen, über die einsamen Plätze eilt ein todtbleicher Jüngling. Die Gassen hinab, die Straßen hinauf, quer über die Plätze, ohne aufzublicken, ohne anzuhalten, schreitet er hastig dahin, springt die Thorstufen des Palais Aldofrandi hinan und ersteigt gleichsam im Fluge die Treppe.

„Seine Eminenz?“ rief er, in den kirchenfürstlichen Vorsaal tretend. Er konnte nur mit Mühe seine Aufregung verbergen.

Die vier alten Diener hatten sich beim Anblick des Jünglings erhoben. Einer von ihnen lud ihn ein, ihm zu folgen und sagte, nachdem er ihn in das Arbeitszimmer des Cardinals geführt hatte: „Se. Eminenz geruhte in der letzten Zeit häufig nachzufragen, ob der Signor Maestro di Capella nicht vorgesprochen habe.“

Der Alte schaute den Capellmeister Johannes Röder bedeutsam an und wartete. Er hoffte, daß die Nachricht, die er diesem eben mitgetheilt, eine Nachricht, die jeden Andern beglückt hätte, eine klingende Belohnung finden würde. Aber vergebens!

Röder hatte sich ans Fenster gestellt und starrte ins Leere, ohne den Diener zu bemerken. Dieser stand eine Weile da und ging dann kopfschüttelnd aus dem Zimmer.

Johannes durchmaß den Raum mit hastigen Schritten. Fünf peinliche Minuten vergingen. . . .

Endlich wurde die Flügelthür aufgerissen. . . . . Im nächsten Augenblicke zeigte sich im Rahmen derselben eine blendende, ehrfurchtgebietende, majestätisch schöne Gestalt im rothen kirchenfürstlichen Ornat: Cardinal Rota degli Aldofrandi.

Der Porporato trat ein, gefolgt von dem Caudatar, der seine lange, purpurne Seidenschleppe trug. Auf einen Wink Se. Eminenz ließ der Caudatar die Schleppe des kirchenfürstlichen Talars fallen und zog sich nach einer tiefen, unterthänigen Verbeugung gegen den Cardinal und einer minder tiefen gegen den jungen Capellmeister geräuschlos zurück.

Kaum war die Thür wieder geschlossen, so eilte der Porporato mit ausgestreckten Händen auf den Jüngling zu.

Röder hatte während der Anwesenheit des Caudatars in ehrerbietiger Haltung dagestanden. Jetzt aber hob er das Haupt stolz empor und warf dem Kirchenfürsten einen so furchtbaren Blick zu, daß dieser stehen blieb und betreten fragte, was ihm zugestoßen sei?

„Ich komme," sagte Johannes mit eigenthümlicher hohler Stimme, welche nicht die seine zu sein schien, „ich komme, von Eurer Eminenz zu fordern, daß Sie — Signora Beatrice . . . Rovai freigeben."

Cardinal Rota erbleichte — er war jetzt fast noch blasser als Johannes Röder. „Signora Beatrice Rovai?" wiederholte er stolz und kalt. „Ich verstehe Sie nicht, Röder."

„Wohl verstehen Sie mich, Eminenz! Ich weiß Alles!"

„Alles?" fragte der Porporato in kühlem Tone. „Alles? Das ist viel." Seine Stimme klang fest; indeß stützte er sich mit der rechten Hand auf die Tischplatte. „Was wissen Sie, Röder?"

„Daß Eure Eminenz geruhen, in Ihren Mußestunden Herr Lodovico Deste zu heißen und der Gemahl Beatrice Rovai's zu sein."

„Sie sind von Sinnen, Röder!" sagte frostig der Cardinal.

„Leugnen Sie es nicht!" entgegnete Johannes mit scharfer, schneidender Stimme. „Als Sie gestern das Pförtchen des Deste'schen Parkes öffneten, stand ich in Ihrer unmittelbaren Nähe."

„Eine Aehnlichkeit," meinte achselzuckend der Porporato, indem er den Jüngling fest ins Auge faßte.

Johannes warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Vor diesem Blicke schlug Cardinal Rota die Augen nieder. Der junge Mann wandte sich ab, worauf der Kirchenfürst wie erschöpft in einen Lehnstuhl sank und sein Gesicht mit den Händen bedeckte.

Der Capellmeister näherte sich ihm, legte die Hand schwer auf seine Schulter und begann mit bebender Stimme: „Wenn Sie Ihre angesehene Stellung nicht verlieren wollen, Cardinal, so thun Sie, was ich von Ihnen verlange! Verlassen Sie Signora Beatrice, ehe die Unglückliche erfährt, daß ihre Liebe zu Ihnen ein haarsträubender Frevel ist! Unglück ist erträglich, Unehre nicht! Verlassen Sie Beatrice, sonst . . . ."

„Sonst?" unterbrach der Porporato den Jüngling.

„Sonst enthülle ich der Welt Ihre Häßlichkeit — ich reiße Ihnen die Maske vom Gesichte!"

Cardinal Rota richtete sich hoch auf und fragte, seine Augen auf Johannes geheftet: „Wer verlieh Ihnen das Recht, als Ritter meiner . . . . der Herrin der Villa Deste aufzutreten?"

„Beatricens Mutter hat mir sterbend ihr Kind anvertraut," lautete die kalte Antwort.

„Und Sie beschützen dieses Kleinod nur, weil es Ihnen anvertraut worden?" fragte Rota in spottendem Tone.

Johannes erröthete und sah zu Boden. Nach einer Pause antwortete er: „Pflicht eines Ehrenmannes ist, ein beleidigtes, alleinstehendes, wehrloses Weib zu beschützen."

„Namentlich wenn dieser Ehrenmann dieses beleidigte Weib liebt!" entgegnete der Kirchenfürst mit dröhnender Stimme.

Das Blut schoß Röder bei diesen Worten in die Wangen.

„Fassen Sie sich, Capellmeister!" fuhr der Porporato gedehnt fort, „Sie haben nicht zu erröthen."

„Nicht vor Ihnen!“ fiel Johannes mit verächtlich zuckenden Lippen ein, indem er den Kopf stolz zurückwarf. „Ich hätte Beatrice zu meinem Weibe gemacht, Sie aber . . . .“

Er mußte einhalten — der Zorn schnürte ihm die Kehle zu.

„Ich verlange von Ihnen, fuhr er nach einer Weile mit erzwungener Ruhe fort, „daß Sie Signora Beatrice in die Acht erklären. Wenn Sie dies nicht thun, so . . . .“

„Wiederholen Sie Ihre Drohung nicht!“ fiel der Cardinal dem Capellmeister in die Rede. „Diese Drohung ist mir nicht furchtbar, weil ich weiß, daß Sie dieselbe niemals ausführen werden. Ich kenne Sie zu gut, als daß ich glauben könnte, Sie vermöchten mich zu verrathen. Nicht aus Liebe zu mir,“ fügte er mit unsäglicher Bitterkeit hinzu, „o nein, ich weiß nur allzu gut, daß Sie mich niemals geliebt haben — nicht aus Zuneigung zu mir werden Sie schweigen, sondern aus Liebe zu ihr. Denn Sie wissen, daß die Anklage, welche Sie gegen mich schleudern würden, nicht mich allein, sondern auch die hintergangene Beatrice träfe, Sie wissen, daß Sie mich nicht stürzen könnten, ohne Beatrice der allgemeinen Verachtung preiszugeben. Daher werden Sie schweigen.“

Johannes ließ sein Haupt tief auf seine Brust sinken wie ein völlig Vernichteter.

„Ich habe eine schwere Schuld begangen,“ fuhr der Cardinal ernst fort, „eine Schuld, die ich um so tiefer bereue, als sie nicht sühnbar ist. Keine Buße erschiene mir zu schwer, um diese Schuld zu sühnen. Es gibt aber Vergehen, die

sich nicht sühnen lassen, die sich furchtbar rächen. Ich weiß davon zu erzählen."

Er seufzte und warf sich von neuem in den Lehnstuhl, welchen er vorhin verlassen hatte. Sein schönes Antlitz trug den Ausdruck eines so tief empfundenen Schmerzes, einer so ungekünstelten Zerknirschung, daß Johannes ein Gefühl von Mitleid überkam. Gleichwohl sagte er in kaltem Tone: „Wohl gibt es eine Sühne. Verbannen Sie Beatrice! . . . Sie können es."

„Aber, Johannes," unterbrach ihn der Porporato mit sanfter Ungeduld, „was erreichten wir damit? . . . Es liegt allerdings in meiner Macht, die Acht über Mutter und Kind zu verhängen. Was aber frommt es, wenn Beatrice den römischen Boden nie wieder betreten dürfte, wenn sie einsam, verlassen leben müßte, fern von dem Manne, den sie unsagbar liebt — denn bei Gott, diese Frau liebt mich, wie noch kein Mensch von einem Weibe geliebt wurde!"

Bei diesen Worten sprang er auf und trat ans Fenster.

Eifersucht nahm Johannes den Athem. Es war ihm, als müßte er auf den Cardinal losspringen, um ihn zu erwürgen. Er ballte die Fäuste und biß die Zähne fest aufeinander, um seine Wuth zu bewältigen.

Eine Weile blieb es todtenstill im Gemach. Dann klang es heiser von den bebenden Lippen des Jünglings: „Wenn Sie mich hätten zu Ende reden lassen, wäre Ihnen klar geworden, daß die Sühne, welche ich meine, wirksamer ist, als Sie glauben. Beatrice darf Lodovico Deste nie wiedersehen; sie muß ihn für todt halten. Für die Witwe Lodovico Deste's existirt aber kein Befehl, daß sie die Villa

auf dem Montorio niemals verlasse. Die junge Witwe dürfte herabkommen und die Stadt bewohnen; um nun zu verhindern, daß Beatrice dies thue, um zu vermeiden, daß sie dem Cardinal Rota degli Aldofrandi zufällig begegne, muß sie aus Rom entfernt werden. Den durch ihre Liebe geweihten Boden wird die pietätvolle Witwe Deste's nur gezwungen . . ."

„Kein Wort weiter!" unterbrach Rota den jungen Mann. „Ich habe Sie verstanden. . . . Dieser Plan macht Ihnen alle Ehre, und ich wäre bereit, auf denselben einzugehen, wenn . . . wenn Eines nicht wäre, nämlich Ihre Liebe für Beatrice. Liebten Sie Beatrice nicht, so vermachte Lodovico Deste noch heute seiner Gattin ein ansehnliches Vermögen und entschliefe, während Cardinal Rota degli Aldofrandi die Witwe Deste's aus Rom verbannen würde, damit sie nicht in die Gefahr gerathe, besagtem Cardinal zu begegnen. Doch Ihre Liebe, Johannes, macht diesen Plan unausführbar. Deßhalb muß Alles beim Alten bleiben."

„Das soll nicht sein!" warf Johannes mit Entrüstung ein. „Ich werde es nicht dulden, daß Beatrice jeden Augenblick in Todesgefahr schwebe. Denn daß die Entdeckung des furchtbaren Geheimnisses sie tödten würde, ist mehr als sicher."

„Gewiß!" entgegnete Cardinal Rota. „Indeß ist keine Gefahr, daß sie es jemals erfahre. Von der Dienerschaft weiß Keiner, wer ich bin, selbst Faika nicht, obwohl sie seit vielen Jahren meine Dienerin ist. Sie wohnt in meinem Hause seit meiner Junggesellen-, d. h. meiner Laienzeit. Auf

Villa Deste gelte ich für einen reichen Kaufmann der Campagna, einen trockenen Geschäftsmann, der sein junges Weib nur hin und wieder gezwungenerweise besucht, weil ihn seine Geschäfte vollauf in Anspruch nehmen. Doch wozu diese Erklärungen? Beatrice wird Villa Deste nie verlassen, und im Hause ist kein Verrath möglich."

Ein heißer Zorn quoll in dem jungen Manne empor. „Der Verath," rief er, „wird sich von außen hineinschleichen. Beatrice soll durch mich Alles erfahren. Ich wäre nicht ihr Freund, wenn ich sie einen Augenblick länger die . . . Geliebte eines Priesters sein ließe. Sie muß die Wahrheit erfahren und müßte ich darob verbluten."

Der Cardinal hatte die Fensternische verlassen und war nahe an den Erregten herangetreten. „Toller Knabe, der nicht weiß, was er sagt! Vorhin verlangten Sie mit Ungestüm, daß das Geheimniß Beatricen niemals enthüllt werde, und jetzt wollten Sie zu ihr, um ihr das Furchtbare selbst zu entdecken? . . . . Wissen Sie auch, daß Sie im Begriffe sind, die Aermste geflissentlich zu tödten? Eifersucht, blinde Eifersucht ist's, was Sie beseelt. Nicht um Beatricens Ruhe, nicht um ihren Frieden kümmern Sie sich; Sie verfolgen keinen andern Zweck als den, mich von ihr zu trennen. O, Sie ermessen nicht, welche Wunde Sie dem Herzen dieser Frau damit schlügen! Lassen Sie Beatrice ihren Wahn! Sie gehört zu jenen seltenen Wesen, welche nur einmal im Leben lieben. Erstickt Verachtung diese Liebe, wird dieselbe gewaltsam unterdrückt, so erlischt mit der Liebe zugleich das Leben! Wohl weiß ich, was Sie vorhaben, Johannes; denn ich habe Sie durchschaut. Es beseelt Sie

der Wunsch, Beatricen die Ehre zurückzugeben, welche ich ihr geraubt, Sie gedenken meiner Gat ... Sie gedenken Beatricen und deren Sohn Ihren Namen zu geben. Ach, Sie wissen nicht, mein theures Kind," schloß der Cardinal mit gerührter Stimme, „daß Ihre Liebe zu meiner Frau — Beatrice ist es vor Gott! — ein Frevel ist. Hätte ich vor zwei Jahren um Ihre Liebe gewußt, hätte ich geahnt, daß Sie nach Wien gingen, um sich eine Existenz zu gründen, die Ihnen ermöglichte, Beatrice Rovai heimzuführen, ich würde das Mädchen, obgleich ich es leidenschaftlich liebte, in Ihre Arme gelegt haben das — schwöre ich bei dem Haupte meines Sohnes! Aber es sollte nicht sein. Als mir bewußt ward, daß Sie Beatrice liebten, war es schon zu spät, viel zu spät! Es sollte eben nicht sein .... Böse Thaten rächen sich! .... Ein Sohn mußte das Glück des andern zerstören. ... Die Mutter des Aeltern tödtet die Mutter des Jüngern, und daß der Vater dieser Söhne dabei unsaglich leidet, das weiß Gott!"

Johannes starrte den Porporato mit weit geöffneten Augen an. Dieser sank, überwältigt von seinen Erinnerungen, auf einen Stuhl und winkte dem jungen Manne, daß er schweigen möge.

„Es ist an der Zeit," sagte der Kirchenfürst nach einer Pause, „daß ich Ihnen das mittheile, was Sie längst hätten errathen können, da Sie es nicht fühlten."

Dabei erhob er sich, trat vor Johannes Röder hin und sah ihm fest in die Augen.

Wie königlich schön war der stolze Kirchenfürst in diesem Augenblick! Die Schönheit, die Majestät, der Zauber

des mit Purpur bekleideten Mannes waren so groß, daß der Groll des Jünglings momentan verschwand. Etwas regte sich in ihm, worüber er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. War's Liebe? Wie, er könnte Lodovico Deste lieben? . . . . Nein, was er empfand, war nicht Liebe — es mußte Haß sein. . . .

Der Porporato hatte seine Gedanken abermals errathen. „Ja, es ist Haß," sagte er langsam, „unbezwinglicher, instinctiver Groll ist's! Das Unerklärliche, Räthselhafte an unserm gegenseitigen Verhältniß wird Ihnen allsogleich klar werden." Er sprach langsam, nach jedem Satze innehaltend. Nach einem Augenblicke des Schweigens stieß er hervor: „Johannes . . . . Du bist mein Sohn!"

Mit einem unarticulirten Schrei prallte Johannes zurück, die Augen weit geöffnet, als erschaue er etwas Entsetzliches. Der Blick des Kirchenfürsten haftete unverwandt auf ihm.

Eine lange Pause folgte.

„Ja," sagte endlich Cardinal Rota, „du bist mein Sohn. Deine Mutter, Maria . . . ."

„Maria!" . . . . rief Johannes, ihn unterbrechend. „Maria?" . . . Der Name erinnerte ihn an die Geschichte der unglücklichen Gräfin Maria, welche ihm Simon Marques erzählt hatte. „Gräfin Maria . . . der alte Doctor . . . und Maria, meine Mutter . . . . mein Großvater . . . . Aber nein, es ist nicht möglich, Gräfin Maria hatte kein Kind . . ."

„Doch!" fiel der Cardinal ein. „Sie hatte ein Kind, einen Knaben, und du bist dieser Knabe."

„Meine Mutter ist Gräfin Maria . . . Ihre Gattin . . ." Johannes konnte es nicht fassen, nicht glauben. Er ließ

sich auf einen Sessel nieder und griff sich mit beiden Händen an den Kopf, der zu zerspringen schien.

„Du scheinst die Geschichte deiner Mutter zu kennen," hob Rota von neuem an. „Wer hat sie dir erzählt?"

Johannes erwiderte, ohne zu wissen, was er sagte: „Simon Marques."

„Ha!" rief der Porporato. „Der Neffe des verunglückten Secretärs der spanischen Botschaft," fügte er mit sardonischem Lächeln hinzu. „Dieser Spanier weiß ja sehr viele Dinge, wovon er nichts zu wissen brauchte; er weiß mehr, als ihm gesund ist. Der muß eingeschüchtert oder aus dem Wege geschafft werden," murmelte Rota, der wieder zum Kirchenfürsten geworden war. Aber das war nur eine Anwandlung. Als er jetzt zu dem in Gedanken verlornen Jüngling trat und die Hand auf dessen Schulter legte, war er von neuem ein zärtlicher Vater. „Johannes!" sagte er leise.

Dieser regte sich nicht.

„Hörst du mich?"

Johannes nickte mit dem Kopfe.

„Auch diese ist eine traurige, unschöne Seite meines Lebens," fuhr der Cardinal mit gewinnender Aufrichtigkeit fort. „Ich will mein Benehmen keineswegs beschönigen; ich werde aufrichtig sein. Höre! Maria lebte mit ihrem Großvater in einer schönen, am Fuße des Schloßberges gelegenen . . ."

„Daß Alles weiß ich," unterbrach ihn der Jüngling. „Das Ende, das Ende will ich erfahren." Und Johannes wiederholte mit bebender Stimme, was ihm Marques erzählt hatte — die erste Begegnung Rota's und Mariens,

das tolle Leben in der Residenz, die Flucht der jungen Frau, ihre erhoffte und nicht erfolgte Rückkehr in das Haus ihres Gatten, des leichtsinnigen Husaren . . . .

„Du weißt Alles und eigentlich nichts. Wollte Gott, es wäre so gewesen! Also höre! Du sollst die reine Wahrheit vernehmen, obwohl sie schrecklich ist. Ich habe schwer gefehlt, doch auch meine Strafe war schwer . . . ." Er hielt inne und fuhr dann fort: „Als ich Maria bewog, ihren greisen Großvater zu verlassen, um mir zu folgen, hatte ich wirklich die Absicht, ihr meinen Namen zu geben."

Johannes sprang auf. „Die Gräfin . . . . meine Mutter . . . war nicht . . ." Er schwieg und starrte den Porporato erschrocken an.

„War nicht meine Gattin," vollendete Cardinal Rota leise, kaum hörbar.

„Und Sie waren frei und gaben meiner Mutter, gaben Ihrem Sohne nicht Ihren Namen? . . . O, welche Schmach! Nun verstehe ich, weßhalb Sie mir nie sagten, daß Sie mein Vater seien!"

„Höre doch das Ende, Johannes!" bat Rota.

Johannes verschränkte die Arme und stand hoch aufgerichtet, mit abgewandtem, düster-stolzem Gesichte in der Mitte des Gemachs. Der Porporato näherte sich ihm langsam und sagte:

„Daß ich deine Mutter liebte und — was mehr ist — achtete, beweist der Umstand, daß ich sie den Freunden und Bekannten nicht als meine Geliebte, sondern als meine mir insgeheim angetraute Gattin vorführte. Ich hatte wirklich die Absicht, sie zu ehelichen, sobald meine Groß-

eltern verschieden wären. Leider zählte ich damals bloß zweiundzwanzig Jahre, war ein leichtsinniger, gewissenloser, selbstsüchtiger, genuß- und vergnügungsliebender Mensch, der nicht bemerkte, daß das arme Kind an meiner Seite bei dem aufregenden Leben, daß ich es zu führen zwang, zu Grunde ging! Moralisch und physisch! Sie mag unsäglich gelitten haben in ihrer falschen Stellung. Indeß klagte sie niemals — sie war stets liebevoll und heiter in ihrer stillen Weise. Da überkam mich eine momentane Müdigkeit. . . . Maria war zu jung, allzu . . . wie soll ich sagen? — allzu vollkommen; sie war eine zu ideale Natur, zu unerfahren, um diese Ermüdung, welche sie für Verachtung hielt, zu begreifen, zu verzeihen. Sie entfloh mir, und ich war leider zu lebenslustig, als daß ich mich der wiedergefundenen Freiheit nicht gefreut, sie nicht mit vollen Zügen genossen hätte. Ich lebte gedankenlos dahin, von den Vergnügungen im Taumel fortgerissen — es war das ein ununterbrochener Rausch, der alle bessern Gefühle betäubte, der mir die Besinnung raubte. Als mir Mariens Großvater eines Tages brieflich mittheilte, daß ich Vater sei und mich zugleich an meine Pflicht mahnte, empfand ich nichts, nichts, nichts!"

Rota schlug sich in heller Verzweiflung mit beiden Fäusten vor die Stirne und rief: „Begreife es, wer kann! Ich trieb es von diesem Tage an toller als zuvor, und begnügte mich, jeden Monat eine ansehnliche Summe Geldes in das kleine Dorf, wo Maria weilte, zu senden. Jeden Monat kam das Geld unberührt zurück, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne Bitte. Dieser Stolz beschämte mich zuletzt.

Ich schrieb an Maria und bat sie, mir zu verzeihen. Es erfolgte keine Antwort. Da wendete ich mich an den Großvater. . . . Auch er schwieg. Nun litt es mich nicht länger in der Residenz. Die Liebe zu Maria war von neuem mit wildem Ungestüm erwacht. Ich reiste nach deinem Heimatsdorfe mit dem festen Vorsatz, Maria zu meiner Frau zu machen. Doch die Reue kam zu spät! Der Schmerz, die erlittene Schmach hatten Maria's Sinne zerrüttet!"

Todtenstille trat nach diesen Worten ein. Wie tief Maria's Unglück den Grafen Rota erschüttert hatte, zeigte jetzt der verzweiflungsvolle Ausdruck seines Gesichtes. Schweigend — er war zu ergriffen, um weiter zu reden — blickte er Röder an, der die Hände vor das Gesicht gepreßt hielt. Ein leises Zittern durchflog den Körper des Jünglings.

Nach einer Weile nahm Rota seine Bekenntnisse wieder auf. „Ich betonte geflissentlich, daß meine Liebe zu Maria von neuem erwacht war. Das Bewußtsein, einen Sohn zu besitzen, verursachte mir damals nichts weniger als Freude, ja ich haßte das Kind, dessen Geburt Maria in die Nacht des Wahnsinns gestürzt hatte; ich weigerte mich, es zu sehen; ich wollte nichts von ihm wissen. Wieder gingen die Geldsummen ins Dorf und kamen unberührt zurück. Der stolze, edle Alte wollte nichts annehmen von dem Verführer seiner Enkelin, dem moralischen Mörder Maria's, der sich geweigert hatte, seinem Kinde den Namen zu geben, der ihm gebührte. Nur durch List ward es mir möglich, die ersten Irrenärzte Europas in die Heilanstalt, wo meine unglückliche Maria weilte, zu senden. Viele sahen sie, und Alle

gingen kopfschüttelnd von dannen. Ich konnte nichts für sie thun als Anordnungen treffen, daß jeder ihrer kleinsten Wünsche erfüllt werde."

„Also von diesem Manne, nicht von meinem Großvater, rührte das Vermögen her, welches meine Mutter besaß," sagte Johannes bei sich.

„Darüber war mir die Lust, zu lieben, zu genießen, vergangen," fuhr Rota fort. „Nur der Ehrgeiz erhielt mich am Leben. Ich stieg und stieg immer höher und fühlte mich immer einsamer, verlassener. . . . Da erwachte endlich die Vaterliebe! Ich suchte dich, Kind, und fand dich erst nach Jahren. Denn der Priester, welcher dich in das Collegium zu Kalbsburg gebracht hatte, war schon längst gestorben, und seinem Nachfolger gelang es nicht, dich ausfindig zu machen. Aber ich ward nicht müde, dich zu suchen, und endlich fand ich dich! Auf meinen Befehl wurdest du nach Rom geführt. . . . Das Uebrige weißt du, mein theures Kind. Ich hätte dir Alles schon früher gesagt, wenn ich nicht die Hoffnung gehegt hätte, dein Herz vorher zu gewinnen. Verlorne Mühe! Der Instinkt sagte dir, daß du Grund habest, mir zu grollen, mich zu hassen. Wahrlich, Maria ist gerächt. . . ."

In diesem Augenblick wurde an die Thür gepocht.

„Herein!" rief der Cardinal mit fester Stimme, während Johannes der Thür den Rücken zuwendete, um dem Eintretenden sein erregtes Gesicht nicht zu zeigen.

Ein Diener erschien, um zu melden, daß die Wagen vorgefahren seien. Der Mann zog sich nach einer Verbeugung zurück.

Zu gleicher Zeit ließ sich der tiefe, ernste Ton einer Kirchenglocke vernehmen.

„Die Glocke von San Pietro ruft uns," sagte der Kirchenfürst, sich stolz aufrichtend. „Sammle dich, Johannes, fasse dich! In wenigen Minuten müssen wir Beide unsere Pflicht am Fuße des Altars erfüllen."

Der Porporato war so gewohnt, sich zu beherrschen, daß ihm schon jetzt nicht mehr anzumerken war, in welcher Aufregung er sich befand. Johannes aber war leichenblaß und konnte sich kaum aufrecht halten.

„Wir müssen diese Unterredung abbrechen," sagte Cardinal Rota. „Du wirst jetzt nicht mehr auf deiner Reise bestehen — verzögere sie wenigstens! Laß uns nicht die Gegenwart über die Vergangenheit vergessen! Denken wir an Beatrice . . . . Ich wiege mich nicht in der Hoffnung, daß dein Haß sich sofort in Liebe verwandeln werde. Wie fern, ach wie fern stehen wir heute von einander! Was drängt sich nicht Alles zwischen uns! . . . . Liebe, Groll, Haß, Eifersucht! . . . Heute verdammst du mich — ich weiß es. Wenn aber deine Neigung zu Beatrice geschwunden sein wird, wirst du vielleicht milder urtheilen, wirst du mir vielleicht verzeihen, mir die Rechte eines Vaters einräumen, mir erlauben, dir einen Theil meiner immensen Reichthümer abzutreten. Und deine Neigung zu Beatrice wird vergehen; denn du wirst die Liebe zu der jungen Frau deines Vaters, zu der Mutter deines Bruders gewaltsam unterdrücken, das weiß ich! . . . Beatrice aber soll weder mir noch dir angehören. Um deinetwillen entsage ich Beatricen, aber nur unter Einer Bedingung!"

Er schwieg. Johannes sah ihn gespannt an.

„Vor Allem eine Frage: Hast du Beatricen gesagt, daß deine Mutter noch am Leben ist?"

„Ja!"

„Und du sagtest ihr ferner, daß Maria meine rechtmäßige Frau war?"

„Ja! Mein Großvater ließ mich glauben . . ." stockte Johannes.

„Es war recht und klug von dem Alten," fiel der Cardinal ein. „Denn . . ."

„Die Bedingung! die Bedingung!" unterbrach ihn der junge Mann.

„Du sollst Beatrice Deste das Testament und den Todesschein ihres Gatten nebst dem Decret der Verbannung überbringen," sagte der Porporato feierlich, „mußt aber zugleich der jungen Witwe sagen . . ."

Rota hielt inne und warf einen ängstlichen Blick auf seinen Sohn.

„Daß? . . . ." drängte dieser.

„Daß Maria nicht meine legitime Frau war."

„Unmöglich!" rief Johannes. „Diese Schmach soll geheim bleiben!"

Dann ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder; etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still und fragte in ruhigem Tone: „Weßhalb sollte ich Beatrice dies sagen?"

„Weil sie weiß, daß Lodovico Deste dein Vater ist, weil sie glaubt, er habe eine rechtmäßige Gattin gehabt."

Johannes drückte die Hand vor seine Augen und murmelte: „Arme, arme Beatrice!"

„Wenn du sie liebst, wirst du ihr den Glauben beibringen, sie sei Lodovico Deste's legitime Frau gewesen. Das könnte sie retten ... wenn es nicht schon zu spät ist."

Der junge Mann stürzte auf den Cardinal zu und fragte mit zitternder Stimme: „Zu spät? .... Vater!"

Ein feuchter Glanz schimmerte in den dunklen Augen des Cardinals. Er schloß seinen Sohn mit stürmischer Zärtlichkeit in die Arme.

„Zu spät?" wiederholte verwirrt Johannes, dem unwillkürlich das Wort „Vater" über die Lippen gekommen war.

Rota ließ die Arme sinken, trat einen Schritt zurück und sagte gepreßt: „Beatrice ist gestern Nachts mit dem Kinde entflohen."

„Und das sagen Sie erst jetzt!" rief Johannes, indem er nach dem Ausgang stürzte.

Der Kirchenfürst eilte ihm nach und faßte ihn beim Arme. „Bleibe!" sagte er gebieterisch. Die geheime Polizei fahndet nach der Verschwundenen — dem Finder wurde ein Riesenlohn versprochen — du kannst nichts helfen. Sei ein Mann und thue deine Pflicht!"

Die Glocken der Peterskirche, die eine Weile geschwiegen hatten, begannen jetzt von neuem zu tönen.

Festen Schrittes trat der Cardinal an den Tisch und bewegte die silberne Glocke, die auf demselben stand. Im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thür, und das Gefolge des Kirchenfürsten trat ins Zimmer, um an beiden Seiten des Ausgangs Spalier zu bilden. Nur der Caudatar trat

hinter den Kirchenfürsten und faßte dessen Schlepp-Talar. Dann setzte sich der Zug in Bewegung — vorauf der Cardinal, hinter diesem der Caudatar, der die rothe Schleppe des Porporato trug; ihnen folgte eine doppelte Reihe von Geistlichen, unter diesen Johannes Röder.

Vor dem Palais stand ein dichter Knäuel von Menschen, die sich hier versammelt hatten, um den Gewaltigen in seine Carosse steigen zu sehen. Lange gafften sie die Equipage an; endlich erschien der reichgalonnirte Portier, der mit feierlicher Miene die Menge mit seinem Stabe theilte, um dem ihm folgenden kirchenfürstlichen Zuge Raum zu schaffen.

Wenige Minuten später rollten die Wagen in der Richtung von San Pietro davon.

Ununterbrochen läuteten die Peters-Glocken. Die Römer machten einander darauf aufmerksam mit dem Zusatze: „Das gilt der holden Donna Chiara Ripamonti und dem Marchese Alfonso Sant' Anna.“ Da war fast kein Kind in Rom, das nicht gewußt hätte, daß heute eine „schöne Trauung“ — belle nozze — in der Basilica von San Pietro abgehalten wurde. Denn die Römer folgen schon von frühester Jugend auf begierig dem Treiben der Aristokratie, die zu sehen ihnen nur aus der Ferne gestattet ist.

Viele hundert Menschen lustwandelten heute nach dem Petersplatz, um die hohen Herrschaften, welche der Vermählung beiwohnen würden, und das aristokratische Brautpaar anzugaffen.

Es war eine förmliche Wallfahrt. In der Via de' Coronari, der Via di Tordinona und der Via di Panico, den drei nach der Engelsbrücke führenden Straßen, strömte

eine festlich geschmückte Menge dem Ponte Sant' Angelo zu, und auch in dem auf den Petersplatz mündenden Borgo wimmelte es von Menschen, durch welche sich eine langsam fahrende Wagenreihe kaum Bahn zu brechen vermochte. Bloß die Carossen der höhern Prälaten fuhren in raschem Galopp schonungslos mitten hinein, und die wohlgeschulten Römer sprangen willig beiseite, indem sie vor den vorüberjagenden geistlichen Notabilitäten unterthänigst ihre Hüte lüfteten.

Viertes Capitel.

Mutter und Sohn.

Alles, was sich in Rom durch Rang, Reichthum und Talent auszeichnete, war in der herrlichen Basilika von San Pietro versammelt.

Auf dem unermeßlichen Kirchenplane war es sehr still geworden. Die Glocken hatten aufgehört zu läuten; auf den Wagen, welche zur rechten und linken Seite des Bernini'schen Säulenganges standen, waren die Kutscher eingenickt. Man vernahm kein anderes Geräusch als das Plätschern des hoch aufsprühenden Wassers in den Fontainen.

Ueber den Platz ging eine hohe, schwarzgekleidete, schlanke Frauengestalt. Ihr Antlitz war dicht verschleiert, in den Armen trug sie ein kleines Kind. Langsam stieg sie die breiten Stufen der Basilica hinan, durchschnitt die Vorhalle der Kirche und trat in das Gotteshaus. Als sie die vielen Menschen wahrnahm, welche den Tempel füllten, fuhr sie wie erschrocken zurück und schien gesonnen, umzukehren. Doch da stimmte ein Sänger der Capelle in

ergreifendem Ton ein Adagio an. Die schwarzgekleidete Dame schritt entschlossen weiter und trat an das hohe Gitterthor der Chor-Capelle, wo die Trauung vollzogen wurde. Wie eine Todtmüde lehnte sie sich gegen die kalten vergoldeten Stäbe des Gitterwerkes.

Sie war so müde, so sterbensmüde, die arme Beatrice! Die ganze Nacht, welche sie auf den Steinstufen eines einsamen, auf dem Monte Mario gelegenen Kirchleins zugebracht hatte, die ganze Nacht hindurch war ihre selige Mutter nicht von ihrer Seite gewichen. Es war ihr, als schaute die Verewigte sie mit vorwurfsvollen Augen an, als flüsterte sie ihr zu: „Hättest du deiner Mutter den Anfang nicht verschwiegen, Beatrice, so wäre dir dieses Ende erspart geblieben!“ Wie hatten diese Worte ihr armes Herz durchwühlt! Sie hatte ihr Inneres mit den bittersten Vorwürfen zerfleischt; die tiefste Reue zernagte ihre Seele.

Das feierliche Läuten der Peters-Glocken hatte sie mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Basilica gezogen. Ihr dünkte, daß Gott ihr an der geweihten Stätte eingeben werde, wohin sie ihre Schritte lenken, was sie jetzt beginnen solle. . . . Indeß bot auch das Gotteshaus ihr keinen Trost. Im Gegentheile — der Anblick der in unschuldsvoller Schönheit strahlenden Braut ließ sie ihr Elend doppelt fühlen.

Eine qualvolle Unruhe erfaßte sie. Tiefstes Weh zog durch ihre Seele; das Blut rollte heiß durch ihre Adern. Leise seufzend preßte sie die glühende Wange an das goldene Gitter der Capelle. „Wird das Kind des verwöhnten prachtliebenden Mannes die Entbehrungen, welche ich ihm

auferlegen muß, ertragen?" fragte sich die Unglückliche. „Wird es das Elend, welches ihm bevorsteht, erdulden? Wird es glauben, daß seine Mutter es mit ihrer Liebe redlich meinte? Wer weiß, ob es mir einst nicht fluchen, ob es mich nicht verachten wird, wenn es erfährt, daß ich nicht wie diese Glückliche vor einem geweihten Altar eingesegnet wurde. . . ."

Und Beatrice heftete ihren Blick auf die weiß schimmernde, von duftigen Schleiern umwallte und von dem jungfräulichen Myrthenkranz gekrönte Braut am Fuße des Altars.

Neben Chiara kniete Alfonso Sant' Anna, und rings umher standen die Anverwandten des Brautpaars nebst den Zeugen — unter diesen Johannes Röder, einem Steinbilde gleich.

Lange starrte der bleiche Jüngling ins Leere. Da hob der Soprano eine süße, wehmüthige Melodie an, die Johannes aus seinem Brüten weckte. Er wollte zur Loggia der Musiker aufschauen, doch sein Blick wurde auf halbem Wege von einem andern Gegenstand gefesselt. „Mein Gott! steht dort nicht Beatrice? . . . Ja, sie ist es —" er erkennt ihren süßen Mund; denn sie hat ihren Schleier ein wenig gelüftet.

Einen Augenblick stand Johannes starr vor Entsetzen. Noch kehrte Cardinal Rota degli Aldofrandi der jungen Frau den Rücken zu, wenn er sich aber dem Brautpaare zuwandte, was ja nicht ausbleiben konnte, mußte Beatrice das Schreckliche, das Entsetzliche wahrnehmen. Davor will der Jüngling die angebetete heißgeliebte Frau bewahren; er

will zu ihr hintreten, sie fortführen, ehe sie entdeckt, daß Lodovico Deste und Cardinal Rota degli Aldofrandi eine und dieselbe Person sind.

Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es dem Jüngling, äußerlich ruhig zu erscheinen. Gelassenen Schrittes ging er leise, um kein Aufsehen zu erregen, zwischen den zur rechten und zur linken Seite sitzenden Capitels-Herren und Chorknaben dahin. . . . Da wandte sich der die Trauung vollziehende Kirchenfürst der Gemeinde zu.

Bei dem ersten Laut seiner sonoren Stimme gellte ein herzzerreißender Schrei durch den Tempel, ein einziger, der oben in dem Gewölbe wie eine Klage verhallte. Dann ward es todtenstill.

Erbleichend blickte Cardinal Rota nach der Richtung, woher der Schrei gekommen war. Er hatte Beatricens Stimme erkannt, und jetzt gewahrte er eine davoneilende Gestalt mit goldbraunem Haar. . . . Am ganzen Körper bebend, erhob er die zitternde Hand, um dem Brautpaare den Segen zu ertheilen.

Als Johannes das Gitterthor der Chor-Capelle erreichte, hatte sich die Menge hinter Beatrice bereits geschlossen. Er konnte sich durch den Knäuel der Neugierigen, von denen Viele ihn mit Fragen bestürmten, nur mit Mühe Bahn brechen. So gewann die junge Frau einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Jetzt war sie schon bei dem Ausgang; jetzt verschwand der Saum ihres Gewandes hinter dem Kirchenthor, das mit einem dumpfen Schlage zufiel.

Johannes durchmaß die Basilica eiligen Schritts, und als er ins Freie hinaustrat, sah er, daß Beatrice sämmtliche

Stufen hinter sich hatte. . . . Die Verzweiflung schien ihr Flügel zu verleihen. Doch allmälig ging sie langsamer und immer langsamer, und als sie den Obelisk erreicht hatte, wankte sie und wäre gefallen, wenn Röder, der sie ereilt hatte, sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Beatrice raffte sich empor und entwand sich den Armen, die sie stützten — sie wollte Niemandes Beistand. Doch sie konnte sich nicht aufrecht halten. Wie gebrochen lehnte sie sich an das Piedestal des Obelisks. Erst jetzt erkannte sie Johannes. Mit einem unsagbar traurigen Lächeln faßte sie sich ans Herz, blickte ihn an und sagte matt:

„Johannes, ich sterbe."

„Beatrice!" stöhnte er angstvoll. „Es ist ein schwerer Schlag. Ich weiß es, doch denken Sie an Ihr Kind, das Ihrer bedarf! Ich eile, einen Wagen . . ."

Sie unterbrach ihn mit den Worten: „Bleiben Sie, Johannes! Stehen Sie mir in der letzten Stunde bei . . !" hauchte sie.

Er stützte die junge Frau mit einem Arm und bat sie flehentlich, nicht an dieser Stelle zu verweilen; denn er befürchtete, daß Beatrice den Cardinal, der jeden Augenblick an ihnen vorüberfahren konnte, noch einmal erblicken würde, und diesen zweiten Schmerz wollte er der Unglücklichen ersparen.

„Lassen Sie sich fortführen!" flehte er. „Seien Sie stark, Beatrice! Sie werden es aus Liebe zu Ihrem Söhnchen überwinden."

Sie schüttelte traurig das Haupt. „O nein . . . mein Leben erlischt," sagte sie tonlos und preßte ihre Hand fester

gegen ihr Herz. „Ich fühle, wie jede Secunde mich dem Tode näher bringt. Nicht diesen schmerzlichen Blick, Johannes . . !"

„Ach, Beatrice, ich bin des Todes, wenn Sie nicht am Leben bleiben. Denn ich habe mich Ihnen verschrieben! Wenn ich mein Leben nicht Ihnen weihen darf, so ist es zwecklos, und es bleibt mir nichts übrig, als es so schnell wie möglich zu beendigen."

Bei den Worten: „ich habe mich Ihnen verschrieben" zuckte ein Strahl von Freudigkeit aus den brechenden Augen der unglücklichen Beatrice. Verklärten Antlitzes reichte die junge Mutter Johannes ihr Knäblein und sagte mit einem Blick, der sich in des Jünglings Seele senkte und sich ihr unauslöschlich einprägte: „Leben Sie für meinen Sohn, Johannes, für mein verwaistes, vater- und mutterloses Kind! Sie reisen . . . . nehmen Sie Enrico mit! O, erfüllen Sie die Bitte einer verzweifelnden Mutter, einer Sterbenden! Nehmen Sie den Knaben . . . ." Johannes nahm das Kindlein und stützte Beatrice mit dem freien Arm. Todesgrauen überkam ihn, als er fühlte, daß ihr Körper mit jeder Secunde schwerer, ihre Stimme immer matter und matter wurde. „Nehmen Sie den Knaben, Johannes, lassen Sie ihn niemals erfahren, wer sein Vater war, machen Sie einen Ehrenmann aus ihm, hüten Sie ihn und verbergen Sie ihn, auf daß er ihn nicht finde . . . Ach, hüten Sie das Kind wie Ihren Augapfel, nicht weil er *mein* Sohn, sondern weil er *sein* Sohn, weil er Ihr Bruder ist! Werden Sie ihm ein liebevoller Bruder sein, Johannes?"

In tiefster Seele erschüttert, erwiderte der Jüngling feierlich: „Ich werde Enrico hüten und lieben, so lange ich lebe.“

„Gott segne Sie!“ sagte Beatrice mit erloschener Stimme. Dann beugte sie sich über ihr Söhnchen, hauchte einen Kuß auf seinen rosigen Mund und fuhr leise, kaum hörbar, fort: „Lassen Sie mich niedergleiten auf einen Stein, Johannes, und fliehen Sie . . . . . ehe er kommt . . . . . Gehen Sie, er darf das Kind nicht sehen . . . . . Gott segne euch!“

Damit sank ihr Haupt auf ihre Brust herab. Johannes legte sie sanft auf die Steinplatten nieder. Indeß verließ er sie nicht, sondern kniete an ihrer Seite nieder und bettete ihr schönes Haupt auf seinen Arm. Sein Herz drohte zu zerspringen.

Beatricens Augen waren geschlossen. Jetzt bewegte sie die Lippen. Johannes beugte sich tief herab und vernahm die Worte: „Verlassen Sie mich! Ich kann nicht ruhig sterben, wenn ich meinen Sohn nicht in Sicherheit weiß. Fliehen Sie! Er wird gleich kommen — ich fühle seine Nähe. Ach, gehen Sie doch! Er wird das Kind rauben . . . Es darf nicht in die Hände des Priesters, des reichen Mannes, gerathen. Nur die Arbeit adelt und bringt Segen! Enrico soll arbeiten; seien Sie sein Lehrmeister, Johannes!“

Beatrice öffnete die Augen und warf einen flehenden Blick auf den jungen Mann. Dieser sah verzweiflungsvoll nach der Basilica. Schon wimmelte der Platz von Menschen, und auf der Kirchen-Estrade stand eine purpurne Gestalt, die alsbald in einem Wagen verschwand.

Außer sich vor Schmerz, rief Johannes nach Hilfe, nach einem Wagen, nach einem Arzt. Die Leute kamen von allen Seiten herbeigelaufen und umringten flüsternd und schreiend die seltsame Gruppe am Fuße des Obelisks.

Beatrice hob langsam die Lider und heftete ihre schönen blauen Augen auf Johannes. Wie vorwurfsvoll, wie flehentlich war der Blick dieser Augen! Röder stöhnte auf vor wildem Schmerz. Er durfte nicht bleiben und konnte nicht gehen. .... Immer näher kam das dumpfe Geräusch der heranrollenden Räder ..... Jetzt verstummte das Gerassel; plötzlich ward es todtenstill in dem Kreise der Neugierigen, welche Johannes und Beatrice umgaben. Der Knäuel von Menschen löste sich in ein langes Spalier, in dessen Mitte Cardinal Rota degli Aldofrandi in stolzer Haltung langsam einherschritt, mit der erhobenen Rechten der Menge seinen Segen ertheilend ..... Da stürzte Johannes mit dem Kinde wie ein Wahnwitziger von dannen.

Der Porporato trat an die Sterbende dicht heran und faltete die Hände, als spreche er ein Gebet. Es war aber eine stumme Bitte.

Beatrice verstand den Flehenden wohl und schloß schweigend die Augen.

Eine Weile stand er, sie mit seinen durchdringenden Augen fixirend. Da sah sie endlich zu ihm auf und warf ihm einen Blick des Abschiedes zu, so voll der Liebe und des verzehrendsten Seelenschmerzes, daß Lodovico Deste's Augen feucht wurden. Dann sank Beatrice leblos zusammen. Ein Zittern durchflog die Gestalt des Kirchenfürsten, der seinen Leibarzt herbeiwinkte.

Der Doctor beugte sich über die Frau da vor ihm, legte die Hand auf ihr Herz und sagte kurz: „Todt!"

Cardinal Rota drückte die rechte Hand auf seine Augen, ließ sie aber gleich wieder herabsinken und wandte sich an seinen Almosenier, an den er einige Worte richtete. Dann kehrte er langsam, aber festen Schrittes in majestätischer Haltung zu seinem Wagen zurück.

Die Menge schaute ihm mit verzückten Blicken nach. Als die kirchenfürstlichen Carossen davongerollt waren, fragten mehrere Stimmen zugleich: „Was mag der hohe Porporato seinem Almosenier gesagt haben?"

Da rief eine heisere Stimme: „Ich hab's gehört. Er läßt die Todte auf seine Kosten begraben."

„Welch' ein heiliger Mann!"

„Die Madonna segne ihn!" rief eine alte Betschwester.

„Gott erhalte ihn der Kirche!"

* *
*

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung: Cardinal Rota degli Aldofrandi starb im schönsten Mannesalter. Während des Kampfes um Rom gelang es dem ehrgeizigen Staatsmanne, seinen tiefen Schmerz über den jüngst erlittenen Verlust zu vergessen. Als aber die Ewige Stadt dem Heiligen Stuhle entrissen wurde und Cardinal Rota die „Gefangenschaft" des greisen Papstes zu theilen gezwungen war, hatte er Zeit und Muße genug, an die schöne Vergangenheit zu denken und die trauervolle Einsamkeit der Gegenwart schmerzlich zu empfinden. Da regte sich die Vaterliebe in ihm. Die Sehnsucht nach seinen beiden Söhnen wuchs mit

jedem Tage. Endlich verließ er Rom insgeheim und reiste nach der Großstadt, wo Johannes Röder sich mit dem kleinen Enrico niedergelassen hatte. Doch es geschah vergebens. Johannes hatte ihm noch nicht verziehen, daß er das Leben zweier Wesen zerstört, die ihm so unaussprechlich theuer gewesen, das Leben seiner Mutter und das Beatricens! Er weigerte sich, den Cardinal zu sehen. Müde und traurig kehrte der unglückliche Mann nach Rom zurück, wo ihm das Leben allmälig unerträglich wurde. Zu Hause die Einsamkeit, draußen ein ermüdender, erfolgloser Kampf gegen die neuen Herren der Ewigen Stadt! Die Unthätigkeit, der Kummer, der Zorn, seine Macht verloren zu haben, die Reue über das Unheil, das er angestiftet, untergruben sein Leben.

Die Nachricht von der Erkrankung des Cardinals Rota degli Aldofrandi ging durch alle europäischen Blätter. Auch Röder las sie und fühlte sich tief ergriffen. Unverzüglich reiste er mit Beatricens Söhnchen nach Rom und legte das Knäblein dem sterbenden Vater in die Arme. Es erfolgte die aufrichtigste Versöhnung. Der Vater bat Johannes, einen Theil seiner immensen Reichthümer anzunehmen, doch der stolze junge Mann war hierzu nicht zu vermögen. Alles, was Cardinal Rota degli Aldofrandi besaß, fiel der der Kirche zu, mit Ausnahme der Villa Deste und eines beträchtlichen Vermögens, in dessen Besitz Enrico Deste indeß nicht eher treten sollte, als bis er sich durch eigene Kraft eine Existenz gegründet haben würde, auf daß Beatricens Wunsch in Erfüllung gehe: „Nur die Arbeit adelt

und bringt Segen! Enrico soll arbeiten, Johannes! Seien Sie sein Lehrmeister!" — —

Fürst Sagunta y Margas verbringt mit seiner Gemahlin den Sommer auf seinem herrlichen Schloß in Andalusien; die Wintermonate aber verlebt das fürstliche Paar in Paris, wo Isidora ein glänzendes Leben führt. Die herzlose, leichtfertige Frau ist indeß nicht so glücklich, wie sie es zu werden hoffte; denn sie ist gezwungen, sich liebevoll und freundlich gegen ihren Gemahl zu zeigen, will sie ihre glänzende Lebensstellung nicht verlieren. Der Fürst hat ihren Fehltritt keineswegs vergessen; er erinnert seine Gemahlin durch einen nicht zu mißdeutenden Blick daran, sobald ihr Benehmen lieblos und kalt wird, und sein von neuem erwachter Argwohn läßt sich nur durch die verführerischsten Liebkosungen wieder einschläfern, Liebkosungen, die Fürstin Isidora ihrem edlen Gatten nur mit Ingrimm zu spenden vermag. Davon hat Fürst Sagunta aber keine Ahnung — er ist sehr glücklich. Seine Freunde, die nicht so blind sind wie er, wissen nicht, ob sie ihn beneiden oder bemitleiden sollen.

Simon Marques irrt ruhelos in der Welt umher, taucht bald in dieser bald in jener Stadt auf. Nur in Rom ist er nie zu sehen. In den größern Städten Europas ist der steinreiche spanische Edelmann, der allen mittellosen, talentvollen Malern Hilfe leistende Kunst-Mäcen Graf Simon Marques de la Serna wohlbekannt; das letzte Bild, das er gemalt, eine holde Frauengestalt in bläulich schillerndem Libellengewande, wird von Kunstkennern als ein Meisterwerk gepriesen und ist die Zierde der an vortreff-

lichen alten und neuen Bildern so reichen Marques-Galerie. In der Großstadt, wo sein Freund Röder wohnt, hält sich Graf Simon Marques alljährlich wochen-, zuweilen auch monatelang auf. Denn der kleine, mit einem seltenen Talent für die Malerei begabte Enrico Deste ist nicht nur sein Liebling, sondern auch sein Schüler. Oft entlocken die Skizzen des genialen, schönen Knaben dem stets düstern Manne ein frohes, stolzes Lächeln, und er ruft dann dem Capellmeister zu: „Johannes, ich sage dir, aus diesem Jungen wird noch ein großer Künstler werden! Er wird dereinst die Welt mit seinen Schöpfungen in Staunen setzen!"

Dann zuckt es immer schmerzlich um Röder's Mund und er seufzt leise: „O, daß du diesen Augenblick erlebt hättest, geliebte Beatrice!"

Ende.

Druck: E. Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Auf ewig gebunden

Bd.: 3.

1882